Bav. 2200. XIII. 33
4°

Dio Chrysostomus.

Drei Reden des Dio Chrysostomus

zum ersten mal

ins Deutsche übertragen und erläutert

von

Dr. Hans Stich

K. Studienlehrer.

Programm

der

Kgl. Studienanstalt Zweibrücken

zum Schlusse des Studienjahres

1889/90.

Zweibrücken.

Buchdruckerei von August Kranzbühler.

1890.

Vorwort.

> Dio's Redegabe ist geeignet, auch solche zu entzücken, welche sich nicht genauerer Kenntnis des Griechischen erfreuen. Philostr. vit. sophist. I,7.

Dio Chrysostomus gehört zu den am wenigsten gelesenen Schriftstellern des Altertums. Neben Otto Jahn hat besonders Jakob Burckhardt, der geistvolle Darsteller der italienischen Renaissance, das Verdienst, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wieder auf Dio Chrysostomus gelenkt zu haben, den Hauptvertreter einer altgriechischen Renaissance. Gewiss darf man Dio so bezeichnen: hat er doch in Schrift und Rede, durch Beispiel und Unterweisung für eine Wiederbelebung der altgriechischen Ideale gewirkt.

Anfangs jener Richtung zugethan, welche sich im Anschluss an eine entartete Rhetorik mit leerer Schönrednerei begnügte, der sogenannten neueren Sophistik, drang er nach seiner halb freiwilligen Verbannung unter Domitian (um 82 n. Chr.) zu einer tieferen Auffassung des Lebens und der Welt durch. Indem er den ganzen griechisch sprechenden Osten durchwanderte und dabei mit Vorliebe unter dem Landvolk und in den mit den Barbaren sich berührenden Grenzbezirken der griechisch-römischen Kultur verweilte, lehrte er gleich seinem Zeitgenossen Epiktet die Rückkehr zu einem bedürfnislosen Leben und die Pflege alter Bürger- und Herrschertugenden. Was ihn aber von jenem Philosophen im Sklavenkleid unterscheidet, ist, dass er auch auf eine Erneuerung der alten Formen drang, dass er die alten Dichter und Philosophen zur Nachahmung empfahl und dadurch — mit mehr Zugeständnis an den Zeitgeist als der gleichzeitige Plutarch und doch wieder mit unendlich mehr sittlichem Ernst als

der etwas spätere Lucian — seiner Zeit ein Bildungsideal aufstellte.

Wir dürfen uns den Einfluss Dios weitreichend vorstellen. Der Eindruck, den ein Schriftsteller auf seine Zeitgenossen macht, lässt sich nicht aus der bleibenden Bedeutung desselben erschliessen: Jean Paul, der Tausende der Mitlebenden entzückte, hat schon heute eine kleine Gemeinde von Verehrern. Unserem Dio hat nicht nur die Mitwelt den Ehrennamen des „Goldmundes“ gegeben, es ist auch gut bezeugt, dass der Kaiser Nerva, der eine Reihe tüchtiger Herrscher eröffnet, Dios Gönner war, während Trajan ihn geradezu als Lehrer der Herrscherweisheit verehrte. Aber Dio war nicht etwa nur ein Tagesschriftsteller; seine unmittelbare Wirksamkeit erstreckt sich noch tief in das zweite Jahrhundert, auf jenen Kaiser, der zum ersten mal nichts als ein Diener des Staates sein wollte, wie denn Ranke in seiner Weltgeschichte (III, S. 305) sagt: „Ich möchte behaupten: auf den beiden Elementen, die sich aus den individuellen Anforderungen Epiktets und den sozialen Dios ergeben, beruht Philosophie und Regierung Mark Aurels.“

Und die christlichen Schriftsteller der nächsten Jahrhunderte, soweit sie an der altgriechischen Bildung noch festhielten, schenkten den Reden des Dio Chrysostomus besondere Aufmerksamkeit, so der Bischof Synesius und der gelehrte Patriarch Photius; ersterer (um 400 n. Chr.) widmete dem Dio eine längere eigene Abhandlung, während der letztere (gest. 891 n. Chr.) in seiner Litteraturgeschichte (o. Bibliothek) eine auch heute noch zutreffende Würdigung von Dios Reden gibt.

Weniger Geschmack wusste die Neuzeit unserem Schriftsteller abzugewinnen. Die Philosophen hoben die geringe Selbständigkeit seiner Lehren hervor, die Geschichtsschreiber bedauerten, in Dio nicht eine reichere Quelle für die Geschichte seiner Zeit zu finden, die Litterarhistoriker entsetzten sich vor seiner rationalistischen Auffassung der Mythen und Homers. Am meisten befreundete man sich noch mit jener

anmutigen Idylle oder Dorfgeschichte, welche sich in der 7. oder euböischen Rede (auch „der Jäger“ betitelt) findet. Mommsen, der im 5. Band seiner Röm. Geschichte Dios Reden vielfach benützt hat, urteilt, dass „die ganze Litteratur der Kaiserzeit kaum etwas gleich Erfreuliches aufzuweisen habe, wie diese Idylle Dios“.

Auch wir hätten, wenn es sich nur darum handelte, den Beweis zu erbringen, dass Dios Reden wert sind, gelesen zu werden, keine bessere Probe aus denselben vorlegen können, als die genannte „Idylle“. Aber abgesehen davon, dass gerade diese Rede schon mehrmals übersetzt ist, war es uns auch darum zu thun, ein möglichst vollständiges Bild von der Eigenart Dios als Philosoph und Schriftsteller zu bieten. Wir haben daher diejenigen Reden oder Aufsätze („Essays“ würde man heute sagen) ausgewählt, in welchen einerseits Dios Anschauungen von Gott und dem Weltganzen, andrerseits seine Ansichten über litterarische Bildung hervortreten: 1. Die sogenannte borysthenitische Rede (36), deren anmutige Einleitung einigermassen an die euböische Idylle erinnert, während uns im weiteren Verlauf der Rede die in jener Zeit so beliebte Verbindung griechischer Philosophie mit den phantastischen Mythen des Orients entgegentritt; 2. die olympische Rede (12), welche (nach einer freilich unerquicklichen Einleitung) die den Menschengeist stets beschäftigende Frage über den Ursprung der göttlichen Begriffe, sowie die nicht minder fesselnde Frage über das Verhältnis der bildenden Kunst zur Poesie, wenn auch nicht mit der Schärfe eines Lessing, so doch mit fast platonischer Wärme und Anschaulichkeit behandelt; 3. den kleinen Aufsatz über rednerische Bildung (18), welcher uns ähnlich wie das 10. Buch Quintilians eine Litteraturgeschichte im kleinen gibt: Zunächst allerdings von dem einseitigen Standpunkt des Redelehrers ausgehend, versucht Dio eine Auswahl des Besten zu treffen, was man gelesen haben muss. War doch, wie dem heutigen Menschen, so auch dem Zeitgenossen Dios zuweilen bange vor der Masse des bereits Geschriebenen, so

dass der Kaiser Mark Aurel einmal ausrufen konnte: „Den Durst nach Büchern musst Du Dir abgewöhnen, wenn Du glücklich sein willst!“

Um der Bedeutung Dios völlig gerecht zu werden, müssten wir nun freilich auch seine politischen Reden beiziehen: die an Trajan gerichteten Ansprachen über das Königtum, welche die Aufgabe des Herrschers nach den bereits von Xenophon (in der Cyrupädie) aufgestellten Grundsätzen bestimmen; sodann die Städtereden, in welchen Dio freimütig und eindringlich gegen die Zwietracht und Zuchtlosigkeit, die beiden Hauptgebrechen der damaligen Griechenstädte, eifert. Auch die moralischen Abhandlungen, in welchen unser Philosoph sich den Mantel des Cynikers umhängt, dürften in einem Gesamtbilde nicht fehlen. Aber der mir zugestandene Raum ist ohnehin nicht unbeträchtlich überschritten und ich gebe die Hoffnung nicht auf, in späterer Zeit eine Übersetzung sämtlicher Reden des Dio Chrysostomus vorlegen zu können.

Über einige der Erklärung bedürftige Stellen, sowie über die benützte Litteratur gibt der Anhang Aufschluss; dagegen habe ich die Rechtfertigung meiner Abweichungen von dem überlieferten und bis heute festgestellten Texte in mehreren Fachzeitschriften unternommen, welche dem philologischen Publikum immerhin allgemeiner zugänglich sind, als ein Gymnasialprogramm.[1])

I.

Bei den Borystheniten.[2])

(or. XXXVI; Dindorf, vol. II, p. 48—67.)

Im Sommer nach meiner Verbannung hielt ich mich in Borysthenes auf, wohin ich zur See gelangt war. Meine Absicht war, wo möglich, durchs Scythenland zu den Geten vorzudringen und die dortigen Zustände kennen zu lernen. So spazierte ich eines schönen Tages um die Mittagszeit den Hypanis (Bug) entlang. Man muss nämlich wissen, dass zwar die Stadt ihren Namen vom Borysthenes (Dnjpr) erhalten hat wegen der Schönheit und der Grösse dieses Flusses, dass aber die heutige Stadt so gut wie die alte Ansiedlung am Hypanis (Bug) liegt, nicht weit oberhalb der sogenannten Spitze des Hippolaos, dieser gegenüber. Die Spitze des Hippolaos ist ein spitzig auslaufender Streifen Landes, keilartig eingetrieben, wo die Flüsse zusammenstossen. Die weitere Strecke bis zum Meer versumpfen sie auf etwa 200 Stadien (zehn Stunden) hin, die Breite der Flüsse beträgt an dieser Stelle nicht weniger. Der grösste Teil dieses Mündungsgebietes ist teichartig und bei ruhigem Wetter ist das Wasser so unbewegt wie ein See. Nur auf der rechten Seite kommt der Fluss zum Vorschein, und an der Strömung erkennen die einwärts fahrenden Schiffer die Tiefe. Hier findet denn auch das Wasser seinen Ausfluss vermöge der stärkeren Strömung; sonst würden die Flüsse bei starkem Südwind an der Mündung leicht abgeschlossen werden. Im übrigen ist die Küste morastig, dicht bewachsen mit Röhricht und mit Bäumen. Ja, auch mitten im Liman erscheinen Bäume, von weitem wie Mastbäume anzusehen; und mancher Unkundige hat sich schon täuschen lassen, darauf zu halten, wie auf Schiffe. Ferner befinden sich hier die vielen Salzstellen, von welchen die meisten Barbaren, auch Griechen

und Scythen, die den taurischen Chersones (die Halbinsel Krim) bewohnen, ihr Salz beziehen. Die Mündung der Flüsse ist unweit der Feste des Alektor, welche, wie es heisst, der Gemahlin des Sarmatenkönigs gehört.

Die Stadt der Borystheniten entspricht hinsichtlich ihrer Grösse nicht mehr ihrem alten Rufe. Die Schuld daran tragen die beständigen Kriege und wiederholten Eroberungen. Denn da die Stadt nun schon so lange Zeit mitten im Barbarenlande liegt und zwar gerade unter den kriegslustigsten Barbaren, so wird sie stets mit Krieg überzogen und ist auch wiederholt eingenommen worden; zuletzt, wobei die Zerstörung am bedeutendsten war, vor nicht mehr als 150 Jahren. Die Eroberer waren die Geten, wie auch bei den übrigen Städten auf der linken (nördlichen) Seite des Pontus bis nach Apollonia*) hin. Daher wurde denn auch die Lage der dortigen Griechen eine sehr bedrängte, die Städte wurden zum teil gar nicht mehr besiedelt, zum teil schlecht, wobei sich meist Barbaren in Menge in dieselben eindrängten. So hat Griechenland überhaupt in vielen Landstrichen zahlreiche Städteeroberungen durchzumachen gehabt, da es eben über viele Gegenden zerstreut ist.

Die Borystheniten nun siedelten sich nach der damaligen Einnahme ihrer Stadt wieder an, wie ich glaube, mit Einwilligung der Scythen, die ja auf den Handel der Stadt und auf die landenden Griechen angewiesen waren. Letztere aber waren ausgeblieben, seitdem die Stadt in Trümmern lag, da die griechischen Händler keine Landsleute mehr vorfanden, die sie aufnehmen konnten, und andererseits die Scythen selbst dort einen Stapelplatz nach griechischem Muster weder anlegen konnten noch wollten.

An die Zerstörung erinnert übrigens die schlechte Bauart der Häuser und der geringe Umfang der Stadt, die auf einen kleinen Raum zusammengedrängt ist. Sie ist nämlich an einen Teil der alten Umfassungsmauer angebaut, an welcher

*) Apollonia, sp. Sozopolis (türk. Sizebolu) liegt zwischen Konstantinopel und Varna.

noch einige wenige Türme zu sehen sind, die freilich weder zur Grösse noch zur Stärke der Stadt etwas beitragen. Dieser Winkel nun ist dicht mit Häusern besetzt ohne irgend welche grössere Zwischenräume, und eine recht niedrige und schwache Mauer ist herumgeführt. Von den Türmen aber stehen einige weit entfernt von dem heute bewohnten Stadtteil, so dass man kaum glauben möchte, dass sie zu ein und derselben Stadt gehörten.*) Das sind, wie gesagt, die deutlichen Zeichen der einstigen Zerstörung. Auch steht kein Götterbild in den Tempeln unversehrt, sondern alle sind beschädigt, wie auch die Figuren an den Gräbern.

Ich machte also, wie ich schon bemerkte, einen Spaziergang vor der Stadt, da näherten sich mir, wie das öfter vorkam, einige Borystheniten von der Stadtseite her. Hierauf sprengte Kallistratos zu Pferd an uns vorüber; dieser kam von der Landseite, und nachdem er eine Strecke über uns hinaus geritten war, stieg er ab, warf die Zügel seinem Begleiter zu und schritt mit grossem Anstand auf mich zu, die Hand unter dem Mantel. Er hatte einen grossen Reitersäbel an der Seite und trug weite Beinkleider, auch sonst die scythische Tracht, auf den Schultern aber einen kurzen schwarzen Mantel von feinem Gewebe, wie ihn die Borystheniten tragen. Diese tragen sich auch sonst gerne schwarz; sie haben das von einem Stamm der Scythen, den Melanchlänen („Schwarzmänteln“), die eben, wie mich dünkt, von den Griechen diesen Namen wegen ihrer schwarzen Tracht erhalten haben.

Kallistratos mochte achtzehn Jahre zählen und war ein sehr schöner und grosser Mensch, der viel vom jonischen Typus hatte.**) Er galt für einen tapferen Kriegsmann, und man rühmte, er habe schon viele Sarmaten getötet und gefangen. Er war aber auch auf rednerische und philosophische

---

*) So verhält sich das heutige Sirakusa zum alten Syrakus, in gewissem Sinne auch Neurom zu Altrom.

**) Borysthenes war, wie fast alle Städte am schwarzen Meer, eine milesische, also jonische Kolonie.

Bildung bedacht, wie er denn sogar bei meiner Abreise mich zu begleiten wünschte. Aus all den genannten Gründen war er bei seinen Mitbürgern sehr beliebt, nicht zum wenigsten aber wegen seiner Schönheit, die ihm viele Liebhaber erwarb. Dies ist nämlich den Borystheniten von ihrem griechischen Mutterland geblieben, die Sitte der Männerliebe. Durch ihr Beispiel verleiten sie denn auch, wie es schéint, teilweise die Barbaren hiezu, nicht eben zu deren Vorteil, sondern jene fassen die Sache natürlich auf Barbarenweise und nicht ohne rohe Ausschreitung.

Da ich nun den Kallistratos als einen Verehrer Homers kannte, so frug ich ihn alsbald über diesen Dichter. Es haben übrigens schier alle Borystheniten eine grosse Vorliebe für Homer, wohl wegen ihrer noch heute lebendigen kriegerischen Gesinnung, dann wohl auch wegen ihrer Verehrung für Achilles. Diesen Helden verehren sie nämlich über die massen; sie haben ihm auf der sogenannten Achillesinsel einen Tempel errichtet, einen zweiten in der Stadt selbst. Und so wollen sie denn von keinem anderen Dichter hören als von Homer. Und obgleich sie sonst nicht mehr rein griechisch sprechen, da sie ja mitten unter Barbaren wohnen, so wissen doch die Ilias fast alle auswendig.

Ich sprach also im Scherze zu ihm: „Lieber Kallistratos, hältst Du Homer oder Phokylides für einen grösseren Dichter?“

Er lachte und erwiderte: „Diesen zweiten Dichter kenne ich ja nicht einmal dem Namen nach; es wird ihn wohl auch Niemand sonst hier zu Land kennen. Wir halten überhaupt Niemand für einen Dichter als den Homer. Diesen aber kennt dagegen schier Jeder, auch von unseren Nachbarn. Denn ihre Sänger gedenken einzig und allein Homers in ihren Gesängen, die sie immer singen, um die Volksgenossen zum Kampfe aufzufordern, wie Tyrtäos in Lakedämon, und bei anderen Anlässen. Diese ihre Sänger sind aber alle blind und sie glauben, anders könne man gar kein Dichter sein.“

„Das haben sie also von Homer wie von einer ansteckenden Augenkrankheit abbekommen,“ sagte ich. „Jener

Phokylides aber, den Ihr nicht kennt, wie Du behauptest, war doch ein sehr berühmter Dichter. Wie Ihr nun einen Kaufmann, der früher noch nicht Eure Stadt besucht hat und nun zum ersten mal kommt, nicht kurzerhand geringschätzen würdet, sondern erst seinen Wein, oder was er sonst mit sich führt, versucht und eine Probe entnehmt und, hat dieselbe Euren Beifall, kauft, andernfalls aber ihn ziehen lasset, so könntest Du auch, fuhr ich fort, von Phokylides und seiner Dichtung eine kleine Probe nehmen. Gehört er doch nicht zu den Dichtern, welche eine lange und ununterbrochene Dichtung aneinander reihen, wie Euer Dichter, der einen einzigen Kampf in seinem Verlauf mit mehr als fünftausend Versen besingt: die Dichtungen des Phokylides sind vielmehr mit zwei und drei Versen abgeschlossen. Auch seinen Namen setzt er zu jedem Sinnspruch, indem er das für wichtig und bedeutsam hält, nicht wie Homer, der sich in seiner ganzen Dichtung nirgends nennt. Oder glaubst Du nicht, dass Phokylides mit Recht seinen Namen setzt vor einen Gedanken und Spruch, wie den folgenden:

„Von Phokylides ist auch das: Eine kleine Gebirgsstadt,
Ist sie im Innern gesund, besiegt das verlotterte Ninus.“?*)

Halten diese Verse, wenn sie nachdenklich gehört werden, nicht mit einer ganzen Ilias und Odysee den Vergleich aus? Oder wäre es für Euch zuträglicher, von den Sprüngen und Angriffen des Achilles zu hören und von seiner Stimme, dass er, wenn er sich nur hören liess, die Trojaner zur Flucht wandte? Sollte es Euch wirklich mehr nützen, Solches zu hören oder jenen Spruch, dass eine kleine Stadt, die an rauhem Felsvorsprung liegt, stärker und glücklicher ist, falls sie sich einer guten Verwaltung erfreut, als eine grosse Stadt, die schön in der Ebene liegt, falls diese ohne Zucht und Gesetz von unvernünftigen Menschen bewohnt wird?“

Und Kallistratos nahm das Gesagte nicht eben gut auf und sagte: „Lieber Fremdling, wir lieben Dich und hegen

---

*) Vgl. das 5. Fragm. des Phok. bei Bergk, Anth. Lyr. p. 26.

grosse Achtung für Dich. Sonst hätte es wohl kein Borysthenite hingehen lassen, dass gegen Homer und Achilles also gesprochen würde. Denn letzterer gilt bei uns als Gott, wie Du siehst, ersterer aber wird fast wie ein Gott verehrt.“

Da wollte ich ihn besänftigen und zugleich auf einen passenden Gegenstand überleiten und sprach: „Verzeihe mir, wenn ich Eurem Homer zu nahe getreten bin. Ein andermal wollen wir Achilles und Homer wieder loben, wenn er nach meiner Ansicht Recht hat. Für jetzt aber wollen wir das Wort des Phokylides untersuchen, ein schönes Wort, dünkt mich, über das Gemeinwesen.“

„Thue es doch!“ erwiderte Kallistratos; „denn alle, die Du hier siehst, möchten Dich gerne hören; deswegen sind sie hier am Fluss zusammengekommen, wiewohl nicht gerade die ruhigste Stimmung in der Stadt herrscht. Denn es ist Dir wohl bekannt, dass gestern die Scythen um Mittag heranrückten, einige von den Wächtern, die nicht acht gaben, niedermachten, während sie andere wohl gefangen wegführten. Wir wissen es noch nicht genau, da sie weitab flüchteten und zwar nicht in der Richtung aut die Stadt.“

So war es in der That; es waren auch die Stadtthore deshalb geschlossen und die Sturmfahne war auf der Mauer aufgesteckt. Aber gleichwohl waren die Leute so eifrig bedacht aufs Hören und echte Griechen ihrer Sinnesart nach, dass sie fast alle, wie sie in den Waffen erschienen waren, mich hören wollten. Und ich staunte über ihren Eifer und sprach: „Wünschet Ihr's, so wollen wir an einen Platz der Stadt gehen und uns setzen! Denn jetzt während des Gehens können nicht alle auf dieselbe Weise hören, da haben die hinten Stehenden ihre Not und machen sie den Vorderen, indem sie sich näher heranzudrängen suchen.“

Kaum hatte ich dies gesagt, so eilten alle nach dem Zeustempel, wo sonst die Ratsversammlungen sind. Die Ältesten und Angesehensten, auch die obrigkeitlichen Personen liessen sich rings auf den Stufen nieder, die übrige Menge verharrte stehend. Denn vor dem Tempel war ein

grosser freier Platz. Bei diesem Anblick musste einem Philosophen das Herz im Leibe lachen: da waren alle, wie Homer die Griechen schildert, nach alter Sitte mit lang herabwallendem Haupthaar und bärtig; nur einer war glatt geschoren und den schmähten alle und betrachteten ihn mit Blicken des Hasses. Wie es hiess, trug er sich nicht ohne Grund so, er wollte den Römern damit schmeicheln und seine Freundschaft mit Rom zeigen. So konnte man an dem Menschen das Hässliche der Sache sehen und wie es den Mann schändet.

Als Ruhe eingetreten war, begann ich damit, wie sie recht daran thäten, dass sie, die Bewohner einer alten Griechenstadt, gerne etwas über Stadt und Gemeinde hörten. „Das erste nun, was wir zu thun haben, sagte ich, ist, dass wir den Gegenstand unserer Unterhaltung genau erkennen. Denn so werdet Ihr auch das Wesen dieses Gegenstandes zugleich erfasst haben. Die meisten Menschen nämlich, fuhr ich fort, kennen nur den Namen einer jeden Sache und sprechen ihn aus, aber die Sache selbst kennen sie nicht. Die Gebildeten dagegen sind bestrebt, auch die Bedeutung jedes einzelnen Gegenstandes, über den sie sprechen, zu kennen. So kennt Jeder den Namen Mensch; wenn man aber weiter fragt: „Was ist der Mensch? ich meine: was für ein Wesen, und worin unterscheidet er sich von den übrigen Geschöpfen?“, so würde der Gefragte nichts zu sagen wissen, sondern nur auf sich selbst oder einen andern Menschen zeigen, wie es die Barbaren machen. Der Kundige aber antwortet auf die Frage: „Was ist der Mensch?“: „Ein mit Vernunft begabtes sterbliches Wesen.“ Denn diese Eigenschaften kommen nur dem Menschen zu und Niemandem sonst. In diesem Sinne also sagt man auch, eine Gemeinde sei eine Menge von Menschen, die zusammenwohnt und gesetzlich verwaltet wird. Da ist nun sofort klar, dass diese Bezeichnung keiner von den Gemeinden unverständiger und ungesetzlicher Menschen zukomme. So hätte auch jenes Ninive vom Dichter nicht den Namen einer Gemeinde

erhalten, da es ja im Innern ungesund und unvernünftig war. Denn wie der kein Mensch ist, dem die Vernunft abgeht, also kann auch von einer Gemeinde nicht die Rede sein, wenn der gesetzliche Sinn fehlt. Und das ist der Fall, wenn die Gemeinde innerlich zuchtlos und unvernünftig ist. Es könnte nun einer die Frage aufwerfen, ob ein Gemeinwesen, dessen Herrscher und Vorsteher vernünftig und weise sind und dessen übrige Bevölkerung nach der Einsicht dieser Herrscher gesetzlich und besonnen lebt, ob ein solches Gemeinwesen wegen der Personen, die es leiten, den Namen einer besonnenen und gesetzlichen, einer wahren Gemeinde erhalten darf. Wie wir wohl einen Chor musikalisch geschult nennen, wenn es der Chorführer ist, und die übrigen ihm folgen und nicht falsch singen oder nur wenig, so dass es im Ganzen verschwindet. Denn eine gute Gemeinde, die aus lauter Guten besteht, kennt weder Jemand als früher unter den Sterblichen dagewesen, noch verlohnt es sich, eine solche als künftig existierend sich zu denken: eine solche Gemeinde gibt es nur bei den seligen Göttern im Himmel: Sie steht nie stille, ist nie unthätig, sondern in steter Thätigkeit und Bewegung, unter Leitung und Vorantritt der Götter, ohne Streit noch Niederlage. Kommt es doch den Göttern nicht zu, miteinander zu streiten und einander zu überwinden, da sie ja mit einander befreundet sind, noch können sie von irgend Jemand anderem Überlegenem Solches leiden, sondern ohne Hemmnis gehen sie ihren Werken nach in voller Freundschaft und Harmonie. Die am meisten Hervorleuchtenden ziehen jeder seine eigene Bahn, keine planlose Irrfahrt, sondern einen himmlischen Reigen, vollführt mit der höchsten Einsicht und Vernunft; die übrige Menge aber wird von dem Schwung des Ganzen mitgerissen, so dass der ganze Himmel einer einzigen vernunftgemässen Bewegung folgt. Das allein muss man also ein Staatswesen von reiner Glückseligkeit nennen oder, wenn man lieber will, eine Gemeinde, diese Gemeinschaft der Götter unter einander, oder wenn man alle vernünftigen Wesen zusammenfasst und die Menschen mit

den Göttern in einen Staat einreiht, diese Gemeinschaft der Götter und Menschen, wobei die letzteren, wie Kinder mit den Männern an der Gemeinde teilnehmen, durch ihre Geburt Bürger, nicht vermöge ihrer Einsicht und ihrer Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, noch auch vermöge ihres Anteils am Gesetz, für das sie noch kein Verständnis haben.

Alle anderen Staatswesen aber auf Erden sind schier gleicher Weise mangelhaft und schlecht gegenüber der hohen Vollkommenheit jenes göttlichen und himmlischen Gesetzes und jener idealen Verwaltung. Gleichwohl wollen wir für jetzt als Beispiel und Vorbild ein solches Gemeinwesen anführen, welches sich, verglichen mit den ganz und gar verderbten, in einem verhältnismässig guten Zustande befindet, wie wir unter lauter Kranken den, der sich am leichtesten befindet, einem solchen gegenüberstellen, der ganz verzweifelt darniederliegt.“

Ich wollte nun meiner Rede eine solche Wendung geben, da rief einer der Anwesenden laut in die Mitte der Versammlung. Es war der Älteste von ihnen, der das höchste Ansehen genoss. Er sprach aber sehr bescheiden: „Halte es nicht für ein Zeichen bäurischer und barbarischer Lebensart, dass ich Dich mitten in der Rede unterbreche! Bei Euch ist etwas Derartiges freilich nicht Sitte, weil Ihr eben überreichliche Gelegenheit habt, Vorträge über Philosophie und, worüber Ihr sonst wollt, von vielen Rednern zu hören. Bei uns aber ist das fast wie ein Wunder erschienen, dass Du zu uns gekommen bist. In der übrigen Zeit besuchen uns wohl Leute, welche dem Namen nach Griechen sind, in Wahrheit aber sind sie mehr Barbaren als wir; Kaufleute und Krämer, die bei uns wertlose Lappen und schlechten Wein einführen und dafür — um nichts Besseres ausführen. Dich aber hat, so kommt es mir vor, Achilles selbst von seiner Insel zu uns gesandt, wir sehen Dich gar gerne und hören gar gerne, was Du sagst. Nun glauben wir, dass die Zeit Deines Aufenthaltes nicht so sehr lange währen wird, und wir wünschen es auch nicht: mögest Du vielmehr glücklich

und bald zurückkehren! Da Du nun jetzt in Deiner Rede von der göttlichen Ordnung und Verwaltung zu sprechen begannest, so fühle ich mich wie von übermenschlicher Gewalt gehoben und ich sehe auch alle Anwesenden von Begierde nach jener Rede entflammt. Denn all Deine Worte deuchten uns gar schön und des Gegenstandes würdig, gerade so, wie wir sie am liebsten hören. In der höheren, eigentlichen Philosophie nämlich sind wir Laien, wir sind nur, wie Du weisst, Verehrer Homers und einige wenige auch Verehrer Platos. Zu diesen letzteren darfst Du auch mich rechnen: ich lese gern in seinen Schriften, so gut ich es eben verstehe. Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, dass wir Halbbarbaren gerade den weisesten und am meisten griechischen Philosophen bevorzugen und studieren, wie wenn ein fast Blinder immer in die Sonne selbst schauen wollte, während er das übrige Licht nicht ertragen kann. So also steht es mit uns. Willst Du nun uns allen einen grossen Gefallen erweisen, so verschiebe die Rede über das irdische Gemeinwesen — vielleicht lassen uns unsere Nachbarn morgen Ruhe und wir brauchen nicht, wie wir's gewöhnt sind, unsere Kraft an ihnen zu üben! Heute aber sprich uns von der göttlichen Gemeinde oder Verwaltung, wie Du es lieber nennen magst; schildere uns ihr Wesen, wenn Du kannst, mit derselben Kühnheit des Ausdrucks, wie Plato! Hast Du es doch, wie mich dünkt, eben jetzt schon ähnlich versucht. Verstehen wir auch sonst nichts davon, so klingt uns doch die Sprache vertraut; klingt sie doch so gross und der Sprache Homers so verwandt."

Ich hatte meine Freude an der schlichten Einfalt des Alten und erwiderte lächelnd: „Lieber Hieroson! Hättest Du mich gestern bei dem Einfall der Feinde aufgefordert, zu den Waffen zu greifen und wie Achilles zu kämpfen, so hätte ich mich zu dem einen wohl verstanden und versucht, für meine Freunde zu streiten; das andere aber, dem Achilles gleich zu kämpfen, hätte ich nicht vermocht, wenn ich auch noch so sehr gewollt hätte. So werde ich auch jetzt das

eine, worum Du bittest, thun: ich werde gerne sprechen, so gut ich es nach meinen Kräften vermag,

‚Doch mit den ersten der Männer zu streiten verlanget mein Herz nicht‘:

weder mit Plato noch mit Homer will ich den Wettkampf aufnehmen. Hat es doch auch, wie der Dichter vermeldet, dem Eurytus keinen Segen gebracht, dass er gegen Stärkere stritt.*) Indes will ich's an redlicher Bemühung nicht fehlen lassen.“

Nachdem ich so zu jenem gesprochen, kam gleichwohl eine Art Begeisterung über mich, und meine Gedanken nahmen einen höheren Flug, da ich an Plato und Homer erinnert wurde. Ich sprach:

„Wenn wir von einer göttlichen Gemeinde sprechen, so wollen wir damit nicht geradezu das Weltall eine Gemeinde im eigentlichen Wortsinn nennen. Das würde ja der oben angeführten Begriffsbestimmung widersprechen, wo wir die Gemeinde als Vereinigung von Menschen bezeichneten. Doch da in unserer jetzigen Weltordnung das Ganze in viele Einzelwesen zerfällt, in zahllose Gestaltungen von Pflanzen und lebenden Geschöpfen, sterblichen und unsterblichen, ferner in die Grundstoffe Luft und Erde, Wasser und Feuer, in allen diesen Teilen aber der Vernunft unterworfen ist und von einer Seele, einer höchsten Macht geleitet wird, so kann man wohl das Weltganze mit einer Gemeinde vergleichen, eben wegen der Menge der in einer solchen entstehenden und vergehenden Einzelwesen, sodann wegen der Ordnung und Harmonie der Verwaltung. Mit dieser Bezeichnung des Weltganzen als Gemeinde sollte weiter das Menschengeschlecht mit dem göttlichen in eine engere Verbindung gebracht, alles Vernunftbegabte in einen Begriff gefasst werden, denn darin finden wir einzig und allein den festen und unlöslichen Grund der Gemeinschaft und der Gerechtigkeit.

Eine Gemeinde in diesem Sinne könnte nun nicht schlechte und unbedeutende Herrscher haben, könnte nicht unter Tyrannen, Pöbel- oder Zehnherrschaften, unter Wilkürherr-

*) Vgl. *Hom. Od.* VIII, 226.

schaft einzelner Klassen und anderen derartigen krankhaften Zuständen in beständigem Hader und Aufruhr dahin leben, sondern sie würde unter dem allerweisesten, allerbesten König stehen, in Wahrheit eine Königsherrschaft auf Grund des Gesetzes in voller Freundschaft und Eintracht. So befiehlt es der allweise, älteste Herrscher und Gesetzgeber allen sterblichen und unsterblichen Wesen, jener Fürst des ganzen Himmels und Herr alles Seienden. So macht er es selbst vor und stellt seine eigene Leitung des himmlischen und glückseligen Staates als Vorbild hin. Ihn besingen die göttlichen Sänger, die Schüler der Musen, und nennen ihn den Vater der Götter und Menschen. Denn das Volk der Dichter ist nicht ganz uneingeweiht in die heiligen Dinge und trifft mit seinen Worten hierüber oft nahe dem Ziel; freilich die reine Weihe haben sie nicht, wie es Satzung ist und Gebühr für den, der am Mysterium teilnehmen will, und die volle Wahrheit über das Weltganze wissen sie gewiss nicht. Es ist mit ihrem Wissen ähnlich bestellt, wie bei den Dienern der Mysterien, die vor den Thüren bleiben müssen, die Eingangshalle und die äusseren Altäre schmücken und das andere Derartige besorgen, ohne je hineinzugehen. Darum nennen sich auch die Dichter Diener der Musen, nicht Eingeweihte noch mit sonst einem heiligen Namen. Diejenigen also, welche sich in der Nähe einer Weihehalle aufhalten, etwa an den Eingängen, können, wie gesagt, soweit von den Vorgängen im Innern etwas merken, ein einzelnes heiliges Wort, das nach aussen dringt oder eine überschlagende Flamme. Gerade so drang auch zu den Dichtern, ich meine zunächst die ganz alten, bisweilen ein flüchtiges Wort von den Musen und ein Anhauch göttlicher Art und Wahrheit, wie der Wiederschein eines Feuers, das im Verborgenen leuchtet. Einen solchen Anstoss und Einfluss von den Musen erfuhren Homer und Hesiod. Aber die Dichter nach diesen, welche ihre Weisheit auf die Bühne und vor die Zuschauer brachten, uneingeweiht zu Uneingeweihten sprechend, führten oft nicht der vollkommenen Weihe entsprechende Bilder des heiligen

Dienstes vor. Nachdem sie dann die Menge bewunderte, versuchten sie selbst die Menge zu weihen, indem sie in der That prunklose Bühnen für den Dionysosdienst an tragischen Kreuzwegen errichteten.*) Alle diese Dichter nun nennen übereinstimmend den ersten und grössten Gott Vater aller vernunftbegabten Wesen zusammengenommen, sowie auch König. Und die Menschen glauben den Dichtern und bauen Altäre des Zeus-König, und man nimmt auch keinen Anstand, ihn im Gebet Vater zu nennen, indem man einen solchen Ursprung und eine solche Zusammensetzung des Alls annimmt. In diesem Sinne nimmt man ferner auch keinen Anstand, das ganze Weltall die Wohnung des Zeus zu nennen, da er ja der Vater der in demselben enthaltenen Wesen ist, und endlich Gemeinde, wie wir es fassen, als grössere Herrschaft. Denn der Name Königsherrschaft passt wohl besser auf ein Gemeinwesen als auf ein Hauswesen. Würde man nämlich den, der an der Spitze des Alls steht, nicht König nennen, so könnte man auch nicht zugestehen, dass das All königlich regiert werde, und wenn man das nicht sagt, so kann man auch nicht von einer staatlichen Verwaltung sprechen und keine königliche Staatsverfassung des Alls annehmen. Gibt man dagegen eine Staatsverfassung zu, so kann man sich auch nicht weiter sträuben, das staatlich Verwaltete eine Gemeinde zu nennen oder mit einem ähnlichen Namen zu bezeichnen.

Das also ist die Lehre der Philosophen, die eine gute und menschenfreundliche Gemeinschaft der göttlichen Wesen und der Menschen aufstellt, die nicht beliebigen Geschöpfen Anteil an Gesetz und staatlicher Verwaltung einräumt, sondern nur den mit Vernunft und Einsicht begabten, die auch eine viel bessere und gerechtere Gesetzgebung vorführt als die Lakonische, nach welcher nicht einmal die Heloten Spartaner werden können, weshalb denn diese in steter Auflehnung gegen Sparta leben.**)

*) Vielleicht ein Anklang an eine verlorene Dichterstelle.

**) Dio geht von den früheren Zuständen aus; vgl. *Thuk.* 4, 80.

Eine andere wunderbare Sage aber wird bei den geheimen heiligen Weihen von den Magiern [3]) vorgetragen: sie preisen den obersten Gott als den vollkommenen und ersten Wagenlenker des vollkommensten Wagens. Denn mit jenem Wagen verglichen, soll der Wagen des Sonnengottes jung sein, freilich der grossen Menge sichtbar, da die Fahrt vor den Augen aller vor sich geht. Daher ging, wie es scheint, dies in die gemeine Vorstellungs- und Ausdrucksweise über, indem schier gleich die ersten Dichter, wenn sie von Sonnenaufgang und Niedergang sprachen, jedesmal in diesem nämlichen Sinne alles darstellten: die Pferde, die angeschirrt werden, und wie Helios selbst den Wagen besteigt. Den starken und vollkommenen Wagen des Zeus aber hat noch keiner unserer Dichter würdig besungen, weder Homer noch Hesiod; dagegen Zoroaster besingt ihn und die Söhne der Magier, die es von jenem lernten. Von ihm sagen die Perser, er habe sich aus Liebe zur Weisheit und Gerechtigkeit von den andern zurückgezogen und habe für sich auf einem Berg gelebt. Da sei der Berg in Brand geraten, indem ein mächtiges Feuer von oben darniederfiel, und er habe immerfort gebrannt. Da habe sich der König mit den vornehmsten Persern genaht, um zum Gott zu beten. Und der Mann sei unversehrt aus dem Feuer herausgeschritten, habe sich dem König und seinen Begleitern gnädig gezeigt und habe sie aufgefordert, getrosten Mutes zu sein und Opfer darzubringen, denn der Gott weile an dieser Stätte. Und er habe darnach nicht mit allen verkehrt, sondern nur mit denen, deren Wesen am meisten der Wahrheit entsprach und die imstande waren, den Gott zu begreifen. Diese nannten die Perser dann Magier als kundig in der Pflege der Gottheit, nicht wie die Griechen aus Unkenntnis des Wortes Zauberer so benennen. Jene dienen der Gottheit nach den heiligen Satzungen, insbesondere pflegen sie für Zeus das Gespann der Nisäischen Pferde. Dies sind die schönsten und stattlichsten Rosse in Asien. Für den Sonnengott ist ein solches Pferd bestimmt. Die Magier erzählen aber diese Sage nicht wie unsere Pro-

pheten der Musen, die alles Einzelne mit grosser Überredungsgabe und Anschaulichkeit vortragen, sondern mit fast rücksichtsloser Kühnheit. Das Ganze werde einheitlich geführt und geleitet, was stets mit der höchsten Erfahrung und Kraft geschehe, und zwar unablässig in unablässigen Umläufen der Ewigkeit. Die Bahnen der Sonne und des Mondes seien, wie gesagt, Bewegungen einzelner Teile, wesshalb man denn auch den Vorgang bei diesen deutlicher wahrnehme. Die Bewegung und den Schwung des Ganzen aber verstehe die grosse Menge nicht und habe keinen Begriff von der Grösse dieses erhabenen Vorgangs.

Was aber nun folgt, scheue ich mich ordentlich auszusprechen, was sie über die Rosse und die Lenkung des Gespannes erzählen, ohne in ihrer Schilderung recht zu bedenken, ob das Bild in allen Stücken folgerichtig wird. Denn vielleicht mag es thöricht erscheinen, wenn ich gegenüber den anmutigen hellenischen Gesängen ein solches barbarisches Lied singe. Gleichwohl sei's gewagt! Das oberste der Rosse, so sagen sie, unterscheide sich durch unendliche Schönheit, Grösse und Schnelligkeit, da es ja auch aussen laufe und die längste Strecke zu machen habe. Es sei dem Zeus heilig, sei geflügelt und weiss von Farbe, im reinsten Glanze strahlend. Sonne und Mond seien daran als leuchtende Zeichen zu sehen, wie etwa auch unsere Pferde Zeichen haben von der Form des Mondes und andere. Diese würden von uns zusammengedrängt erblickt, wie bei dem hellen Glanz einer Flamme besonders starke Funken hindurchscheinen. Diese haben ihre eigene Bewegung für sich, sowie auch die übrigen Gestirne, die an jenem Ross durchscheinen und alle Teile desselben sind, zum Teil mit ihm sich bewegen und nur diese eine Bewegung haben, zum Teil auch andere Bahnen laufen. Bei den Menschen aber habe jedes dieser letzteren (Himmelszeichen) seinen eigenen Namen, die anderen aber seien unzählig, seien aber dabei in gewisse Figuren und Gestalten*) verteilt.

*) d. h. Sternbilder.

Das glänzendste und am kunstvollsten gebildete Ross nun, das dem Zeus am teuersten ist, wie es auch von den Magiern in diesem Sinn besungen wird, erlangte als das erste natürlich auch die ersten Opfer und Ehren.

Das zweite nach jenem, das an das erste geknüpft und ihm ganz nahe ist, trägt seinen Namen nach der Hera; es ist lenksam und sanft, viel weniger stark und schnell; an Hautfarbe ist es seiner eigenen Natur nach schwarz; was aber von Helios beschienen wird, erstrahlt in heiterem Glanz; das Beschattete nimmt auf der Umfahrt wechselweise die eigene Art der Hautfarbe an.

Das dritte Ross ist dem Poseidon heilig, es ist langsamer als das zweite. Ein Abbild dieses Rosses weilte, wie die Dichter erzählen, bei uns Menschen, es ist, wie mich dünkt, der sogenannte Pegasus; dies Ross soll die Quelle zu Korinth haben sprudeln lassen, indem es die Erde mit dem Hufe schürfte.

Vom vierten Ross kann man sich am schwersten eine Vorstellung machen: es ist fest und unbeweglich, nicht nur ohne Flügel; es trägt den Namen der Hestia. Gleichwohl geben die Magier das Bild nicht auf und sagen, auch dies Ross sei an den Wagen gespannt, bleibe aber am Platze und beisse in den demantenen Zügel. Es stütze sich mit seinen Teilen rings auf sich selbst und die beiden nächsten Rosse neigen sich auf die gleiche Weise ihm zu, wobei sie natürlich darauf drängen und sich stossen; das erste und äusserste Ross aber bewege sich immer um das feststehende, wie um den Prallstein in der Rennbahn. Meistenteils nun vollzieht sich das in Frieden und Freundschaft und sie beschädigen einander nicht. Manchmal aber in langer Zeit und nach vielen Umläufen dringt starkes Schnaufen vom ersten Pferde, das ja voll Feuer ist, von oben auf die andern und erhitzt sie, am stärksten aber das letzte. So versengt es denn die Mähne desselben, auf die es am meisten stolz war, samt dem ganzen Aufputz. An einen derartigen Vorfall erinnern sich, so sagen die Magier, die Griechen und schreiben ihn dem

Phaëthon zu, da sie an der Leitung des Helios nichts auszusetzen vermögen und auch die Bahnen des Helios nicht tadeln wollen. Deshalb sagen sie, ein jüngerer Wagenlenker, ein sterblicher Sohn des Helios, habe Verlangen getragen nach dem misslichen und für alle Menschen verhängnisvollen Zeitvertreib und vom Vater sich ausgebeten, den Wagen besteigen zu dürfen, er sei aber planlos mitfortgerissen worden, habe alle Geschöpfe und Pflanzen in Flammen gesetzt und sei schliesslich selbst zugrund gegangen, indem ihn übermächtiges Feuer traf.

Und wiederum, wenn im Laufe vieler Jahre das den Nymphen und dem Poseidon heilige Füllen über das Gewöhnliche hinaus sich aufbäumt in Unruhe und Verwirrung und das nämliche Pferd (das der Hestia), das ja ihm zunächst angespannt ist, mit vielem Schweiss bespritzt, da erfährt denn dieses die umgekehrte Art des Verderbens, indem es von vielem Wasser umstürmt wird. Auch von einer solchen Sintflut wüssten die Griechen zu erzählen, nur von einer wegen ihrer Jugend und ihres schwachen Gedächtnisses: damals habe Deukalion geherrscht und das menschliche Geschlecht vor gänzlichem Untergang bewahrt. Den Menschen scheine Solches, weil es selten vorkomme und weil es ihnen selbst Untergang bringe, nicht im Einklange mit der Vernunft und der Ordnung des Weltganzen; sie merkten nicht, dass es mit Recht und nach dem Willen des Welterhalters und Weltlenkers geschehe. Denn es sei gerade so, wie wenn der Lenker eines Wagens eines seiner Pferde züchtige, indem er den Zaum straff anziehe oder es mit dem Stachel treffe; da bäumt sich das Pferd und gerät in Unruhe, alsbald aber wird es wieder in Ordnung gebracht. Das sei eine solche feste Wagenlenkung, wobei nicht das ganze All zu grund gehe.

Eine andere hinwiederum sei, wenn alle vier Rosse in Bewegung geraten und sich verwandeln, indem sie untereinander die Gestalten wechseln und austauschen, bis sie alle ein Wesen annehmen, dem Stärkeren unterliegend. Doch

auch diese Bewegung vergleichen die Magier in ihrer kühnen Sprache mit dem Lenken und Fahren eines Wagens, wobei sie zu einem seltsamen Bilde ihre Zuflucht nehmen. Wie wenn ein Zauberkünstler aus Wachs Pferde bildet, hernach von jedem einzelnen wegnimmt und abschabt, um es bald dem einen, bald dem andern hinzuzukneten, schliesslich aber alle zu einem der vier Pferde aufbraucht und eine Gestalt aus dem ganzen Stoffe macht. Jedoch sei dieser Vorgang hier nicht wie bei leblosen Gebilden, wo der Künstler von aussen schafft und den Stoff verändert, sondern er vollziehe sich in ihnen selbst, wie wenn sie in einem grossen Wettkampf, der in Wahrheit diesen Namen verdiene, um den Sieg stritten. Der Siegeskranz falle aber notwendigerweise dem ersten und an Schnelligkeit, Stärke sowie sonstiger Tugend vorzüglichsten Rosse zu, das wir eingangs dieser Darstellung als das dem Zeus geweihte bezeichnet haben. Denn dieses, als das stärkste von allen und durch und durch feuriger Art verzehrt schnell die anderen, wie wenn sie in Wahrheit wächsern wären, in einem nicht grossen Zeitraum, der uns aber nach unserer Fassungskraft unendlich deucht, und wenn es dann den ganzen Bestand aller in sich aufgenommen hat, erscheint es viel stärker und glänzender als zuvor, wobei es nicht durch ein anderes sterbliches oder unsterbliches Wesen, sondern selbst durch eigene Kraft im grössten Kampfe Sieger geworden ist. Wenn es dann hoch und stolz sich erhoben, geschwellt von Siegesfreude, nehme es einen möglichst grossen Platz ein und verlange jetzt im Gefühl seiner Stärke und Kraft einen grösseren Raum.

Nachdem sie nun an diesen Punkt der Darstellung gekommen sind, wollen sie nicht mehr von derselben Beschaffenheit des Weltgeschöpfes sprechen. Denn nunmehr sei es bereits einfach die Seele des Wagenlenkers und Herrschers, oder vielmehr die Denkkraft und das leitende Vermögen. So nennen auch wir den grössten Gott, indem wir ihn ehren und mit guten Thaten und frommen Reden anbeten. Nachdem also der Verstand allein übrig geblieben ist und einen

unermesslichen Platz mit sich erfüllt, überallhin ergossen, wobei nichts Festes darinnen übrig bleibt, sondern alles aufgelöst ist, dann wenn der Feuergeist den höchsten Grad der Schönheit erreicht, indem er die reinste Art seines unvermischten Glanzes annimmt, dann sehnt er sich alsbald nach dem ursprünglichen Leben. Es ergreift ihn Liebe nach jener Wagenlenkung, Herrschaft und Übereinstimmung mit den genannten anderen drei Naturen, sowie mit Sonne, Mond und den übrigen Sternen, kurz allen Geschöpfen und Pflanzen, und er beginnt zu zeugen und die einzelnen Wesen von sich auszuscheiden und das Weltganze, wie es jetzt ist, zu schaffen, das aber vordem viel stärker und glänzender war. Und er blitzt — keinen regellosen noch fahlen Blitz, wie er oft im Sturm den gewaltsam sich drängenden Wolken entfährt, sondern einen klaren Strahl, der nichts mit dem Dunkel gemein hat, — und so wandelt er mit leichter Mühe seine Natur, sowie er nur den Gedanken fasst. Da gedenkt er Aphroditens und der Zeugung, er sänftigt und mässigt sich; er löscht ein gut Teil des Lichtes aus und verwandelt sich in feurige Luft aus sanfterem Feuerstoff. Dann geht er die Verbindung mit Hera ein, teilt das erhabenste Ehebett und, wenn er dann ruht, sendet er wiederum die ganze Saat des Alls von sich aus. Diesen Vorgang besingen die Kinder der Weisen in ihren geheimen Weihen als die selige Hochzeit der Hera und des Zeus.

Nun hat er das ganze Sein flüssig gemacht, zu einem einzigen Samen des Alls, und durchdringt selbst diesen Stoff, wie bei der Zeugung der bildende und erschaffende Hauch, und jetzt gleicht er am meisten der Zusammensetzung der übrigen Geschöpfe, insofern man zutreffend sagen könnte, er bestehe aus Seele und Leib. Alsbald gestaltet und prägt er leicht das übrige aus, indem er sich ein glattes und weiches Wesen umgiesst, das allenthalben leicht nachgibt.

Durch solche Arbeit und Vollendung brachte er von Uranfang an das wohlgestaltete und über die Massen schöne Weltganze hervor, viel glänzender, als es sich heute dar-

stellt. Erscheinen doch auch alle andern Werke von Künstlern gleich nach der Ausführung und, wie sie unmittelbar aus den Händen des Schöpfers kommen, besser und glänzender.

Und von den Pflanzen sind die jüngeren vollsaftiger, als die alten, und alles, was den ersten Trieben gleicht. Ja, auch die lebenden Wesen sind nach der Geburt reizend und anmutig zu schauen, nicht nur die schönsten derselben, die Füllen und Kälber und jungen Hunde, sondern auch die Jungen der wildesten Tiere. Denn das menschliche Geschöpf ist zwar zunächst schwächlich und wässerig gleich der aufkeimenden Saat; wenn es aber ein bestimmtes Mass des Alters und der Jugend erreicht hat, ist es ein stärkeres und ansehnlicheres Gebilde als jegliche Pflanze. Der ganze Himmel aber und das Weltall war, damals als es zuerst vollendet wurde, geschmückt von der weisesten und vollkommensten Kunst, aber erst aus der Hand des Künstlers gekommen, glänzend und strahlend und leuchtend in allen Teilen. Schwächlich und unentwickelt war das Weltall zu keiner Zeit im Sinne der Schwäche des menschlichen und sterblichen Wesens, sondern jugendkräftig und auf dem Höhepunkt der Entwicklung von Anfang an.

Und da der Schöpfer und Vater sein Werk sah, war er — nicht vergnügt; denn das ist ein niedriges Gefühl und gilt niedrigen Gegenständen; nein, er freute sich und war über die Massen beglückt:

„Sitzend im hohen Olymp; und es lachte das Herz ihm vor Freude,
Da er die Götter sah,“*)

die alle eben entstanden waren und nun ihn umgaben.

Die damalige Gestalt des Weltganzen aber, ich meine seine Jugendzeit und den Höhepunkt seiner Schönheit — denn schön ist es immer — kann wohl kein Mensch von heute oder einst würdig sich vorstellen; das vermögen nur die Musen und Apollo in göttlichem Gesange reinster und höchster Harmonie zum Ausdruck zu bringen.

*) Vgl. *Hom. Il.* XXI, 389 f.

Deshalb wollen auch wir es für jetzt lassen, nachdem wir uns nicht scheuten, den Ton der Rede so hoch zu erheben, als es uns vergönnt war. Wenn aber die Gestalt meiner Rede sich in der Höhe verlor und dem Gesichtskreis entschwand — wie die Vogelkundigen sagen, dass der zu hoch fliegende und in den Wolken sich bergende Vogel die Wahrsagekunst unmöglich mache, — so bin nicht ich dafür verantwortlich zu machen, sondern das Ansinnen der Borystheniten, wie sie mich damals sprechen hiessen.

II.

In Olympia.[4]

Vom ersten Gottesbegriff.

(or. XII; Dind. v. I, p. 213—240.)

Versammelte Männer! So soll mir denn hier bei Euch wie anderwärts das Seltsame und Ungereimte widerfahren, was, wie man sagt, der Eule begegnet? Wiewohl jene um nichts vornehmer ist als die anderen Vögel, noch auch besser an Gestalt, sondern eben gerade so, wie wir sie kennen, so wird sie doch, wenn sie ihren kläglichen, keineswegs angenehmen Ruf ertönen lässt, von den andern Vögeln umflattert: Wenn sie die Eule nur sehen, so setzen sie sich teils in der Nähe nieder, teils fliegen sie im Kreise um sie herum, wie mir scheint, voll Geringschätzung ihrer Hässlichkeit und Schwäche; die Leute freilich sagen, die andern Vögel bewunderten die Eule. Warum sollten sie aber nicht eher den Pfau bewundern, der so schön und bunt ist, der sich auch selbst aufbläht und die Schönheit seines Gefieders zur Schau trägt, wenn er sich, dem Weibchen zu gefallen, brüstet? Da entfaltet er denn seinen Schweif und stellt ihn im Kreise um sich auf, wie ein wohlgestaltetes Theater oder einen gemalten Sternenhimmel. Dabei ist er auch am übrigen Körper von wunderbarer Schönheit: das Blau, das nahezu mit Gold vermischt ist, am Ende der Federn aber die Zeichnung, die wegen der Gestalt, sowie auch um anderer Ähnlichkeit willen an Augen oder an Ringe erinnert. Und sollte man nicht hinwiederum auch auf die Leichtigkeit des Gefieders bewundernd schauen, wie es nicht niederdrückt, noch wegen der Länge hinderlich ist, und wie sich der Pfau in der Mitte gar ruhig und ohne Zittern darstellt, gleich als wenn er bei einem Festaufzuge sich bewege? Wenn er aber andere erschrecken will, so schüttelt er sein Gefieder und lässt einen

nicht unschönen Ruf ertönen, wie wenn ein nicht zu starker Wind einen dichten Wald bewegt. Aber nicht den Pfau mit all seinem Schmuck wollen die andern Vögel sehen, nicht das Anhören der Nachtigall, wenn sie den Morgen mit ihrer Stimme grüsst, macht einen Eindruck auf sie, ja auch den Schwan verehren sie nicht wegen seines Gesanges, selbst nicht, wenn er sein letztes Lied singt, wohltönend vor lauter Lust und Vergessenheit der Leiden des Lebens, sich selbst preisend und leidlos geleitend, wie es scheint, zu einem leidlosen Tode. Also nicht einmal hier versammeln sich die Scharen der anderen Vögel bezaubert von den Gesängen „am Ufer eines Flusses oder auf einer weiten Wiese oder am reinen Gestade eines Sees oder auf einer kleinen, reich bewachsenen Flussinsel“.*)

Geradeso macht Ihr es! Ihr habt soviel Ergötzliches zu schauen und zu hören: hier gewaltige Redner, dort zierliche Schriftsteller in gebundener und ungebundener Rede und dann wieder bunte Pfauen: die vielen Sophisten, die sich mit ihrem Ruhme und ihren Schülern wie jene Vögel mit ihrem Gefieder brüsten, und doch nahet Ihr Euch m i r, wollt m i c h hören, der ich nichts weiss noch zu wissen behaupte. Hab' ich da nicht recht, Euren Eifer mit dem zu vergleichen, was der Eule begegnet — nicht ohne göttlichen Willen, wie es fast scheint? Daher kommt es ja wohl auch, dass der Vogel der Athene teuer sein soll, der schönsten und weisesten Göttin, dass er ferner zu Athen der Kunst des Phidias teilhaftig geworden ist, der es mit Zustimmung des Volkes nicht für unpassend hielt, diesen Vogel neben der Göttin aufzustellen, während er sein und des Perikles Bild nur verstohlen, wie es heisst, auf dem Schilde anzubringen wagte. Nun kann es mir aber nicht beikommen, dies alles für Vorzüge der Eule zu halten, wenn sie nicht irgendwie mehr E i n s i c h t besitzt. Aus diesem Grunde hat wohl auch Aesop die Fabel gedichtet, dass die Eule vermöge ihrer Klugheit den

*) Vgl. auch *Hom. Il.* II, 459 ff., das Vorbild, wie es scheint, für eine uns nicht erhaltene Dichterstelle.

Vögeln geraten habe, die Eiche von anfang an nicht gross wachsen zu lassen, sondern auf jede Weise zu vernichten; denn es werde ein unentrinnbares Gift aus diesem Baum entstehen, das ihr Verderben sein werde: der Vogelleim. Und wiederum, als die Menschen den Flachs säten, hiess die Eule die Vögel auch diesen Samen aufpicken; denn nicht zu ihrem Heile werde er keimen. Und zum dritten, als sie einen Mann mit einem Bogen erblickte, sagte sie voraus: „Dieser Mann wird Euch mit Euren eigenen Federn überholen, wenn er als Fussgänger seine befiederten Geschosse gegen Euch sendet“. Die Vögel aber misstrauten den Worten und glaubten, die Eule sei unverständig, und behaupteten, sie sei von Sinnen. Später aber, als sie die Probe gemacht hatten, bewunderten sie die Eule und hielten sie wirklich für sehr weise. Und darum kommen, sowie sich die Eule blicken lässt, die anderen Vögel heran, im Glauben, jene verstehe alles. Sie aber rät ihnen nichts mehr und klagt nur.

Vielleicht habt Ihr nun ein wahres Wort und einen nützlichen Rat vernommen, den die Philosophie den früheren Griechen gab, und den die damaligen Menschen verkannten und geringschätzten. Da erinnern sich dessen die Heutigen und kommen zu mir heran, indem sie mich wegen der äusseren Gestalt eines Philosophen ehren, wie die Eule, die doch in Wahrheit ohne schöne Stimme und grosse Beredsamkeit ist. Bin ich mir doch bewusst, weder früher etwas gesagt zu haben, was des Strebens wert gewesen, noch jetzt mehr zu wissen als Ihr. Nein, es gibt andere, weise und wahrhaft beneidenswerte Menschen — ich will sie Euch auf Verlangen verraten, jeden einzelnen mit Namen nennend. Denn beim Zeus, ich glaube, das allein ist von nutzen: die weisen und redegewandten Männer zu kennen, die alles verstehen. Wollet Ihr Euch an diese anschliessen und alles andere lassen, Eltern und Heimat, die Heiligtümer der Götter und die Gräber der Vorfahren, wollt Ihr ihnen dahin folgen, wohin sie gehen, und da bleiben, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen, sei es nun zu Babylon, der Stadt des Ninus und der Semi-

ramis, oder in Baktra, sei es in Susa oder Palibothra oder in einer andern von den berühmten und reichen Städten, wobei Ihr den Meistern Geld zahlet oder sie auf andere Weise gewinnet, so werdet Ihr glücklicher sein als das Glück selber. Wollet Ihr aber für Euch selbst darauf verzichten, indem Ihr Eure Natur oder Armut, Alter oder Schwachheit vorschützet, so missgönnet das Glück einer solchen Bildung wenigstens Euren Söhnen nicht, beraubet sie nicht des grössten Gutes: belasset sie in ihrem Streben oder wenn sie nicht von selbst darnach streben, so überredet und nötigt sie auf alle Weise, auf dass sie, tüchtig gebildet und zur Weisheit gelangt, bei allen Griechen und Nichtgriechen fürderhin berühmt seien, ausgezeichnet durch Tugend und Ruhm, Reichtum und Machtmittel schier jeglicher Art! Denn nicht nur dem Reichtum folgt nach der allgemeinen Stimme Tugend und Ruhm, auch die rednerische Bildung hat notwendigerweise die Tugend zum Geleite.*)

Das verkündige ich Euch angesichts dieses Gottes und rate Euch so, geleitet von Wohlwollen und Freundschaft. Ich würde mich selbst zuerst dazu bereden und ermuntern, wenn es meine Gesundheit und mein Alter erlaubte. Und so muss ich denn wegen dieser misslichen Lage zufrieden sein, wenn ich von den Alten gleichsam ein weggeworfenes schwaches Überbleibsel der Weisheit finden kann aus Mangel an besseren und lebenden Lehrern.

Ich will Euch aber noch etwas sagen, worin es mir ähnlich geht, wie der Eule; selbst auf die Gefahr, dass Ihr über meine Worte lacht. Wie nämlich die Eule die sie umflatternden Vögel zu nichts gebraucht, dem Vogelfänger aber einen unschätzbaren Dienst leistet — denn er braucht keine Lockspeise zu streuen noch eine Stimme nachzuahmen, sondern nur die Eule zu zeigen, und er hat vollauf Vögel — so habe auch ich selbst von dem Eifer der grossen Menge keinen Vorteil. Denn ich nehme keine Schüler an, weil ich wohl weiss, dass ich nichts zu lehren hätte, sintemalen ich selbst

*) Vgl. *Hes. op. et. d.* 313.

nichts verstehe; zu lügen aber oder mit leeren Versprechungen zu täuschen, dazu habe ich nicht den Mut. Würde ich dagegen mit einem Sophisten zusammen das Geschäft betreiben, so könnte ich ihm gewaltig nützen, indem ich viel Volks um ihn versammelte und es hernach ihm anheimstellte, wie er seinen Fang abrichten wollte. Aber ich weiss nicht, warum kein Sophist mit mir zu schaffen haben will und warum diese Leute sich nicht freuen, mich zu sehen.

Ich bin nun zwar so ziemlich überzeugt, dass Ihr mir ohnehin Glauben schenkt, wenn ich von meiner Unerfahrenheit und meinem Mangel an Kenntnissen spreche, schon vermöge Euerer eigenen Erfahrung und Einsicht. Und zwar würdet Ihr nicht nur mir hierin Glauben schenken, sondern auch dem Sokrates, der ja auch allen gegenüber für sich geltend machte, dass er nichts wisse. Den Hippias aber und Polos und Gorgias, deren jeder sich am meisten bewunderte und anstaunte, würdet Ihr für weise und glückselig halten. Gleichwohl sage ich es Euch noch ausdrücklich, dass Ihr Euch in so grosser Anzahl bemüht habt, einen Mann zu hören, der weder schön von Gestalt ist noch stark, der in den Jahren schon vorgerückt ist, keinen Schüler hat, der so zu sagen keine Kunst noch Kenntnis aufzuweisen hat, weder eine hohe noch eine geringere, weder die Kunst der Weissagung noch die der Weisheit, ja nicht einmal die Redekunst oder die Gewandtheit im Schmeicheln, der auch nicht geschickt im Bücherschreiben ist, noch sonst einen Beruf hat, der des Lobes und Eifers würdig wäre, sondern nur — das Haar lang trägt.

„Wenn nun aber es Euch so besser erscheint und gerat'ner,“*) so muss ich's eben thun und versuchen, so gut es mir möglich ist. Ihr werdet aber keine Worte hören, wie von einem andern der Jetzigen, sondern viel schlechtere und ungereimtere, wie Ihr Euch eben jetzt überzeugt. Und Ihr müsst mich kurzweg dem folgen lassen, was mir in den Sinn kommt, und dürft nicht unwillig werden, wenn ich

*) Vgl. *Hom. Od.* I, 376.

planlos zu irren scheine — hab' ich doch auch sonst auf zielloser Wanderschaft gelebt —, Ihr müsst mir Nachsicht schenken, denn Ihr höret einem Laien und einem Plauderer zu. Ja, ich habe wirklich einen weiten Weg hinter mir, komme geradewegs vom Ister und vom Land der Geten oder der Myser, wie Homer sie nennt in Übereinstimmung mit dem heutigen Namen (Mösien). Die Reise dorthin aber machte ich nicht als Handelsmann, noch in Geschäften der Lagerzufuhr mit Gepäck oder Herden, noch machte ich eine Gesandtschaftsreise zu Bundesgenossen oder eine Wallfahrt, wo die Leute nur zusammen beten. (Da darf man nichts anderes treiben, noch auf etwas hören als auf die heilige Trompete und die glückselig preisenden Heroldrufe: dieser siegt im Ringkampf der Knaben, dieser im Ringkampf der Männer, dieser im Ring- und Faustkampf, dieser im Fünfkampf, dieser im Wettlauf und ward mit einem Schritt schier glücklich und machte sich, seine Vaterstadt und sein ganzes Geschlecht berühmt im Mund der Dichter.)*) Ich kam aber

„Unbedeckt von dem Schild und Helm, auch ohne die Lanze",

freilich auch ohne eine Waffe weggeworfen zu haben.**) Darum musste ich mich wundern, wie sie es über sich gewannen, mich zu sehen, der ich weder zu reiten verstehe noch ein tüchtiger Bogenschütze oder Schwerbewaffneter bin, auch nicht zu den Leichtbewaffneten zähle, noch zu den Speerschützen oder den Schleuderern, noch auch im stande bin, Holz zu fällen oder Gräben zu ziehen oder Futter abzumähen „auf einer Wiese in Feindesland, häufig mich umwendend",***) oder ein Zelt oder den Wall zu bauen, wie sonst wohl das Feldheer Kriegsknechte begleiten. In allen diesen Dingen also unerfahren, kam ich zu Männern, die fürwahr nicht schlaff waren noch Musse hatten, Reden zu hören, sondern in steter Aufregung und Unruhe waren, wie

*) Wahrscheinlich späterer Zusatz.

**) Vgl. *Hom. Il.* XXI, 51 ff.

***) Wohl eine Anführung aus einer verlorenen Dichtung.

zum Wettlauf bestimmte Pferde unter dem Seil der Schranken, welche die Zeit nicht erwarten können und vor Eifer und Kampfeslust den Boden mit den Hufen stampfen. Da waren überall Schwerter zu sehen und Harnische und Speere und Rosse, alles war angefüllt mit reisigen Männern: ich allein unter so vielen erschien denn als sorgloser und gar friedlicher Zuschauer des Kriegsschauspiels, am Leibe schwach, an Jahren vorgerückt; nicht mit dem „goldenen Scepter und den heiligen Binden“ irgend eines Gottes, um die Tochter zu lösen*), auf notwendiger Fahrt, kam ich ins Kriegslager, sondern mich verlangte, Männer zu schauen, die für Macht und Herrschaft kämpften und auf der andern Seite für Freiheit und Vaterland. Und hernach wandte ich mich, nicht weil ich Reissaus nahm vor der Gefahr, das glaube keiner!, sondern eines alten Gelübdes eingedenk, hierher zu Euch, immer die Sache Gottes für besser und wichtiger haltend, als die der Menschen, wie wichtig diese nur auch sein mag.

Ist es nun Euch lieber und scheint es Euch zeitgemässer, wenn ich von den Zuständen dort am Ister erzähle, von der Grösse des Stromes und der Natur des Landes, von den Jahreszeiten, wie sie dort aufeinander folgen, und von dem Menschenschlag und vielleicht noch von der Menge und der Tracht der Bewohner, oder soll ich mich lieber mit der älteren und grossartigeren Geschichte befassen von dem Gott, bei dem wir jetzt weilen? Er ist ja aller Menschen und Götter gemeinsamer König und Herrscher, Richter und Vater, er ist der Verwalter von Frieden und Krieg, wie er den kundigen und weisen Dichtern der Vorzeit erschien. Wird es uns gelingen, indem wir eben darüber zu sprechen versuchen, sein Wesen und seine Macht genügend zu schildern mit kurzer Rede, die hinter dem, was sich gebührt, freilich zurückbleibt?

Soll ich nun nach dem Beispiel Hesiods, des wackeren Freundes der Musen, beginnen? Denn jener wagte recht verständigerweise nicht selbst zu beginnen mit den eigenen

*) Vgl. *Hom. Il.* I, 13 ff.

Gedanken, sondern er bittet die Musen, von ihrem Vater zu erzählen. Ein solches Lied geziemt ja in jedem Falle eher den Göttinnen, als die Mannen aufzuzählen, die vor Ilion kamen, die Verdecke der Schiffe der Reihe nach und die Männer selber, von welchen die meisten ohne Belang waren. Und welcher Dichter wäre weiser und besser als der, welcher an sein Werk mit folgenden Worten geht?*)

„Musen, die Ihr in Pierien wohnt, in Liedern erfahren,
Auf! und verkündiget jetzt in Hymnen das Lob Eures Vaters,
Der die Sterblichen schuf, berühmte wie namenlose:
Unbekannt und bekannt ist der Mensch nach dem Willen Kronions,
Leicht erhebt er, und leicht erniedrigt er menschliche Grösse,
Leicht macht dunkel er glänzenden Ruhm, leicht glänzend das Dunkle,
Leicht gerade das Krumme und leicht das Stolze verkrüppelt,
Er, der Donnerer Zeus, hochthronend in ragender Wohnung."

So antwortet nun Ihr und saget, Ihr Söhne von Elis: passt diese Rede oder dies Lied zu unserer Versammlung? Denn Ihr seid ja die, welche bei diesem Feste zu gebieten und den Ton anzugeben haben; Ihr habt, was hier geschieht und geredet wird, zu beaufsichtigen und zu prüfen. Oder sollen die, welche hierher kommen, nur schauen, schauen all die herrlichen und hochberühmten Sehenswürdigkeiten, vor allen andern aber den Dienst des höchsten Gottes und sein wahrhaft beseligendes Standbild, das Eure Vorfahren mit ungemessenem Aufwand und durch die höchsten Künstler schufen und weihten: das schönste und gottgefälligste aller Götterbilder, so viele auf Erden stehen, von Phidias, wie es heisst, nach Homers Dichtung geschaffen, nach jener Stelle, wo der Gott mit einem kleinen Zucken der Augenbrauen den

*) Vgl. *Hes. op. et. d.* 1—8.

ganzen Olymp erschüttert, wie der Dichter überaus anschaulich und überzeugend dies in den Versen ausgesprochen hat:

„Sprach's und winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
Und es walleten nieder des Herrschers ambrosische Locken,
Von dem unsterblichen Haupt, da erbebte der grosse Olympos.“ *)

Oder sollen wir gerade hierüber jetzt eine genauere Erwägung anstellen in philosophischer Unterhaltung, über die Dichtung und Kunst und natürlicherweise auch darüber, ob es irgendwie ein Solches gibt, was die menschliche Vorstellung über die Gottheit bildet und entwickelt auf diese oder jene Weise?

Über das Wesen der Götter im allgemeinen und besonders über den Leiter des Alls war zuerst und bei den ersten Menschen eine gemeinsame Vorstellung und ein dem gesamten Menschengeschlecht gemeinsamer Begriff, der gleiche bei Griechen wie Nichtgriechen, der sich notwendig und von Geburt an in jedem denkenden Wesen auf natürliche Weise bildete, ohne einen sterblichen Lehrer oder Einweihenden. Diese Begriffsbildung vollzog sich ohne Täuschung vermöge der Verwandtschaft der Gottheit mit den Menschen und vielfacher Offenbarungen der Wahrheit, welche die ältesten und frühesten Menschen nicht einschlafen und für die Vorstellungen von Gott blöde werden liessen. Denn da sie nicht weit entfernt, noch losgelöst von der Gottheit für sich lebten, sondern mitten in derselben heranwuchsen, vielmehr mit derselben heranwuchsen und auf jede Weise mit derselben zusammenhingen, so konnten sie auf die Dauer nicht ohne Verständnis für die Gottheit bleiben, zumal sie ja Verstand und vernünftige Rede von derselben empfangen hatten. Waren sie doch von allen Seiten rings umleuchtet von den göttlichen und grossartigen Leuchten des Himmels und der Sterne, der Sonne und des Mondes, und trafen bei Tag und Nacht auf bunte und verschieden geartete Gestalten, sahen wunderbare

*) Vgl. *Hom. Il.* I, 529 ff.

Erscheinungen und hörten die mancherlei Stimmen der Winde und des Waldes, der Flüsse und des Meeres, der zahmen und der wilden Tiere, und gaben selbst den wohltönendsten und deutlichsten Laut von sich, gewannen die stolze und verständige menschliche Sprache lieb und bezeichneten damit das, was ihnen vor die Sinne trat, so dass sie schliesslich alles Gedachte damit benennen und klar machen konnten, wobei sie spielend die Erinnerungsbilder und Begriffe unzähliger Dinge überkamen. Wie sollten sie da ohne Erkenntnis bleiben und keinen Begriff fassen von dem, der alles säte und pflanzte, erhält und ernährt? Wurden sie doch von allen Seiten mit dem göttlichen Wesen erfüllt durch Schauen und Hören, kurz durch jede Sinneswahrnehmung. Sie wohnten auf der Erde und sahen das Licht des Himmels, sie hatten reichliche Nahrung, die ihnen der göttliche Urvater vorbereitete und in Hülle und Fülle spendete. Zuerst begnügten sich die frühesten Menschen, die der Erde selbst entsprosst waren, mit erdgleicher Nahrung, denn die Erdkrume war damals noch zart und fett, sie sogen an der Erde wie an der Mutterbrust, wie noch heute die Pflanzen den Saft aus der Erde ziehen. Als sie dann weiter fortschritten, genossen sie Früchte, die von selbst gediehen, und weiches Gras, mit süssem Tau und von den Quellen der Nymphen benetzt, wobei sie in der sie umgebenden Luft schwebten und von dem ununterbrochen zuströmenden Hauche sich nährten, die flüssige Nahrung schlürfend, wie Säuglinge an der Mutterbrust, denen es nie an Milch gebricht. Vielleicht könnte man mit mehr Recht dies die erste Nahrung nennen für frühere und spätere Geschlechter zusammen. Denn wenn das noch schläfrige und schwache Kind den Mutterleib verlässt, dann empfängt es die Erde, seine wahre Mutter, und dann weht es die Luft an, kühlt es und erweckt es durch eine Nahrung, die flüssiger ist als Milch, und ermöglicht ihm das Schreien. So möchte man von der Luft mit Recht sagen, dass die Natur sie den erzeugten Wesen als erste Mutterbrust reiche.

Da ihnen so geschah und sie es zu begreifen suchten, konnten sie nicht anders als die Gottheit bewundern und liebgewinnen. Zudem nahmen sie die Jahreszeiten wahr, dass sie zu unserer Erhaltung so genau sich gestalten und das Übermass nach beiden Seiten vermeiden. Und dabei hatten sie gegenüber den andern Geschöpfen noch den Vorzug von den Göttern erhalten, dass sie denken und über dieselben reflektieren konnten. Es ist nun fast ebenso, wie wenn man einen Griechen oder Ausländer in ein zum Geheimdienst bestimmtes Gebäude von besonderer Schönheit und Grösse schickte: Er sieht und hört hier vieles, was zum Geheimdienst gehört; es wird abwechselnd dunkel und wieder hell und unzähliges andere geschieht; schliesslich setzen, wie es bei dem sogenannten Thronismos*) geschieht, die Einweihenden die zu Weihenden nieder und tanzen im Kreise den Reigen um sie herum. Sollte nun dieser Mann nichts in seiner Seele spüren und nicht ahnen, dass sich der Vorgang mit Einsicht und einer weiseren Vorbereitung vollzieht, mag er auch ein aus unbekannter Fremde weit hergereister Ausländer sein und keinen Erklärer oder Dolmetscher an der Seite haben, wenn er nur eine menschliche Seele hat? Oder ist dies zwar undenkbar, das gesamte Menschengeschlecht aber, das die volle und hohe Weihe erhält, nicht in einem kleinen Bau, von den Athenern zur Aufnahme eines kleinen Häufleins errichtet, sondern in dieser ganzen Welt, dem kunstvoll und weise zusammengefügten Bauwerke, wo in jedem Augenblicke unzählige Wunder geschehen, wobei ferner nicht Menschen, welche den zu Weihenden gleichen, die Einführung vornehmen, sondern unsterbliche Götter sie an Sterblichen vollziehen, die mit Tag und Nacht, mit Licht und Sternen, wenn man so sagen darf, geradezu immer den Menschen im Chor umtanzen — das gesamte Menschengeschlecht sollte von dem allem kein Gefühl und keine Ahnung be-

*) Vgl. über diesen Vorgang Stengel, die griech. Sakralaltertümer im Handb. der klass. Altertumskunde von Iw. v. Müller, S. 122, sowie die Abbildung auf Tafel IV, Fig. 3.

kommen? Und zumal vom Chorführer, der dem Ganzen vorsteht und den ganzen Himmel und die ganze Welt in der rechten Bahn erhält, wie ein kluger Steuermann, der ein gar schön und ohne Mangel eingerichtetes Schiff verwaltet! Denn man müsste wohl nicht bei den Menschen sich wundern, wenn etwas Derartiges geschieht, sondern eher, wie dies Bewusstsein auch bis zu den unverständigen und unvernünftigen Tieren durchdringt, so dass auch diese den Gott erkennen und ehren und nach seinem heiligen Gesetz leben wollen. Und noch wunderbarer ist es, dass die Pflanzen, die ja kein Fassungsvermögen von irgend etwas haben, sondern ohne Seele und Sprache eine einfache Natur haben, dass auch diese freiwillig und gerne die Frucht bringen, wie sie jeder einzelnen obliegt. So ganz offenbar und deutlich ist Gottes Einsicht und Macht. Nun müssten wir doch wirklich lächerlich und albern in unsern Reden erscheinen, wenn wir behaupten wollten, ein solches Verständnis sei den Tieren und Bäumen näher als uns. Und wundern muss man sich über die Unkunde und das Unverständnis, wenn Menschen, welche die gesamte Weisheit mit ihrer Weisheit noch überbieten, nicht Wachs, wie in der Sage die Schiffsleute von Ithaka, um den Gesang der Sirenen nicht zu hören, sondern Blei, das weich und dabei doch jedem Laute unzugänglich ist, sich in die Ohren giessen und zudem noch vor die Augen dichtes Dunkel niederlassen und Nebel, wie er bei Homer die damit Umhüllten hindert, die Gottheit zu erkennen, und darum das Göttliche ausser acht lassen und als einzige Gottheit das schlechte und mühelose Wohlhaben aufstellen oder die volle Leichtlebigkeit und zügellose Willkür, was sie die Lust nennen, in Wahrheit eine weibische Göttin, und ihren Dienst feiern mit Cymbeln und rauschendem Getöse und nächtlichem Flötenspiel. Und um das Wohlleben beneiden wir sie nicht, wenn ihre Afterweisheit nur bis zum Singen ginge und sie uns nicht die Götter nähmen und sie unter Ausschluss aus ihrem Staat und ihrem Reiche, aus dieser ganzen Welt, in das Reich des Unsinnes verbannten,

wie man unglückliche Menschen auf einsame Inseln verbannt. Und von diesem ganzen Weltall sagen sie, es irre planlos und ohne Vernunft, keinem Herrn untergeben, ohne Leiter, Verwalter und Vorsteher, und rolle dahin, ohne dass jetzt irgend Jemand Vorsorge treffe noch auch früher Jemand das Ganze in Gang gebracht habe, nicht einmal wie die Kinder die Kreisel selber in Bewegung setzen, um sie sodann für sich treiben zu lassen.

Dahin hat mich nun die Rede geführt, indem sie von selbst vom Ziele abirrte. Denn es ist wohl nicht leicht, den Geist und die Rede anzuhalten, wohin er sich einmal in Bewegung gesetzt, indem immer das jeweils in den Weg tretende für die Hörer nützlich und notwendig erscheint. Und der Philosoph hat sich nicht nach der Wasseruhr vorbereitet und nach gerichtlicher Vorschrift, wie einer, der vor den Epheten *) spricht, sondern geniesst volle Freiheit und Straflosigkeit. Darum ist das Einlenken auch nicht schwierig, wie bei einer Seefahrt für den tüchtigen Steuermann, der ein wenig aus der Bahn gekommen ist. [Als erste Quelle der Vorstellung und der Annahme von Göttern nannten wir nämlich die allen Menschen angeborene Ahnung des Göttlichen, die unmittelbar aus den Werken und aus der Wirklichkeit entsteht, nicht auf oberflächliche Weise sich bildet und wie sich's gerade trifft, sondern stark ausgeprägt und stetig vorhanden von Urzeiten an, bei allen Völkern entstehend und bestehend, gewissermassen ein Gemeingut der ganzen vernunftbegabten Welt.

Als zweite Quelle nennen wir nun die hinzuerworbenen Vorstellungen, welche in der Seele durch Andere hervorgerufen werden und zwar durch Reden, Sagen und Sitten, teils durch solche, die auf keinen bestimmten Urheber zurückzuführen sind und ungeschrieben, teils durch geschriebene, deren Anordner wohl bekannt sind. Die Vorstellungen dieser zweiten Art wollen wir teils freiwillig und durch Zuspruch angenommen, teils gezwungen und durch

*) Über diesen attischen Gerichtshof vgl. K. F. Hermann, Gr. St. § 103.

Befehl hervorgerufen nennen. Freiwillig und nur von Zuspruch abhängig nenne ich die von den Dichtern, gezwungen und durch Befehl angenommen die von den Gesetzgebern herrührenden Vorstellungen. Keine aber von diesen beiden Vorstellungsarten kann erstarken. wenn nicht zuvor jene erstere vorhanden ist, vermöge deren die Befehle und Zusprachen auf guten Willen und gleichsam schon auf eine gewisse Vorkenntnis stiessen. Und zwar erwecken die einen der Dichter und Gesetzgeber richtige Vorstellungen, die mit der Wahrheit und den ersten Begriffen des Göttlichen in Einklang stehen, während andere wohl auch in einzelnen Stücken irren. Welche nun von diesen beiden (späteren) Vorstellungsarten wir die frühere der Zeit nach nennen sollen, die Dichtkunst oder die Gesetzgebung, zunächst bei uns Griechen, das möchte ich für jetzt nicht entscheiden. Doch ist es wohl angemessener, dass, was ohne Strafandrohung nur durch Überredung geschieht, älter sei, als was mittels Befehl und Strafe erreicht wird.

Ungefähr bis zu diesem Punkte also entwickeln sich die Vorstellungen der Menschen von dem ersten und unsterblichen Erzeuger, den wir, soweit die griechische Zunge klingt, auch Vater Zeus nennen, ähnlich, wie die von sterblichen und menschlichen Erzeugern. Denn auch bei den Kindern ist der ergebene Sinn und die Verehrung gegen die Eltern zuerst infolge der natürlichen Bande und der Wohlthätigkeit ohne besondere Belehrung vorhanden, indem das erzeugte Wesen den Erzeuger, Ernährer und liebenden Vater sofort mit Gegenliebe umfängt und verehrt, soweit es dies vermag. Die zweite und dritte Anregung aber geben die Dichter und die Gesetzgeber. Die einen ermahnen den Menschen, das ältere und blutsverwandte Wesen, das der Ursprung des Lebens und Seins ist, nicht unbedankt zu lassen, während die andern Zwang anwenden und den Ungehorsamen Strafe drohen, ohne dass sie deutlich erklären, welcher Art die Erzeuger sind und welches die Wohlthaten sind, für die man den Dank nicht schuldig bleiben dürfe. In den Reden

und Sagen von den Göttern aber kann man ebensowenig sehen, wie dies gegenseitige Verhältnis sich bildet. Ich sehe nun, wie der grossen Menge überall Gründlichkeit lästig ist und in den Reden ist's ebenso. Darum vermeiden auch die Dichter die Gründlichkeit, diejenigen wenigstens, welche sich nur um die grosse Menge kümmern. Ohne etwas zur Erläuterung vorauszuschicken oder sich über die Sache entschieden auszudrücken, auch ohne einen bestimmten Ausgangspunkt bei der Darstellung erzählen sie, indem sie, wie man sagt, mit ungewaschenen Füssen den Gegenstand durchwaten, nur das Offenkundigste und Unverhüllteste. Und die ungewaschenen Füsse können wohl keinen grossen Schaden anrichten, wenn der Weg durch Morast und lauter Kehricht geht, eine unverständige Zunge aber dürfte den Hörern zu nicht geringer Strafe gereichen. Aber es müssen eben billigerweise die Gebildeten, auf die man zunächst Rücksicht nehmen muss, mitdichten und mithelfen, bis wir die Reden (von den Göttern) gleichsam aus ihrer krummen und verbildeten Form in die gerade Richtung gebracht haben.

Es liegen uns bis jetzt drei Entstehungsarten der menschlichen Vorstellungen von den Göttern vor: die angeborene, die durch die Dichter und die von den Gesetzen vermittelte. Als vierte nennen wir die Kunst, soweit sie sich mit Götterstatuen und Bildern beschäftigt. Ich verstehe also darunter die Kunst der Maler, Bildner und Steinmetzen, kurz aller derer, die sich der hohen Aufgabe würdigen, die göttliche Natur darzustellen, sei es nun mit schwachen Umrissen, die das Auge trügen und mit Farbenmischung und Linien schier das genaueste Bild der Wirklichkeit geben, oder mittels der Behauung von Stein oder Bearbeitung von Holz, wo die Hand des Künstlers allmählig das Überflüssige wegnimmt, bis es die vor dem Geiste erschienene Gestalt übrig lässt, sei es weiter durch Schmelzen von Erz und ähnlichen wertvollen Stoffen, die durch das Feuer in bestimmte Formen getrieben werden und fliessen, oder endlich durch Bilden von Wachs, das der Hand des Künstlers am leichtesten folgt

und nachträgliche Änderungen am ehesten zulässt. Solche Künstler waren Phidias, Alkamenes und Polyklet, sodann Aglaophon, Polygnot und Zeuxis und früher als alle diese Dädalus. Denn die Genannten begnügten sich nicht damit, in anderen Werken ihre Geschicklichkeit und ihren Verstand zu zeigen, sondern sie stellten auch Götterbilder in mancherlei Stellungen dar, wobei sie von Einzelnen oder von Gemeinden Auftrag und Mittel erhielten, und erfüllten so die Menschen mit vielen und mannigfaltigen Gedanken über das göttliche Wesen, wobei sie zu den Dichtern und Gesetzgebern nicht durchaus in Gegensatz traten. Denn einmal wollten sie nicht im Widerspruch mit den Gesetzen erscheinen und den darauf stehenden Strafen verfallen, sodann sahen sie, wie das Volk schon von den Dichtern voreingenommen war und die Götterbildnerei jener die ältere und ehrwürdigere war. Nun wollten sie der Menge nicht unglaubwürdig erscheinen noch sie mit unlieben Neuerungen behelligen. Meist schufen sie also im Anschluss an die Sagen und in Übereinstimmung mit denselben, teilweise brachten sie auch Neues auf, wobei sie gewissermassen mit den Dichtern in einen Wettbewerb des künstlerischen Schaffens traten: Wie jene aufs Gehör wirkten mit ihren Göttergestalten, so führten auch sie, aber mittels Wirkung aufs Auge der grösseren und ungebildeten Menge die Gottheiten vor. Aber dies alles bekam seine Kraft von jenem ersten Uranfang, wie es denn zur Ehre und zum Dank des göttlichen Wesens geschah.

Abgesehen nun von jener einfachen und ältesten Vorstellung von den Göttern, welche allen Menschen gleichermassen zugleich mit der Vernunft angeboren ist, müssen wir zu den drei genannten Dolmetschern und Lehrern, die durch Dichtkunst, Gesetzgebung und bildende Kunst wirken, noch einen vierten hinzunehmen, der seine Aufgabe keineswegs leicht nimmt noch ihr gegenüber unerfahren zu sein glaubt. Das ist der Philosoph, der mit vernunftgemässer Rede die unsterbliche Natur darstellt und verkündigt, vielleicht auf die wahrhaftigste und vollkommenste Weise.

Den Gesetzgeber nun wollen wir für jetzt nicht vor unsere Schranken rufen, einen so gestrengen Herrn, der selbst die andern zur Rechenschaft zu ziehen pflegt. Denn man muss wohl ihn und Eure Unmusse schonen. Über jede der drei übrigen Klassen aber wollen wir, indem wir uns einen höchsten Vertreter derselben aufstellen, unsere Untersuchung führen und es soll sich herausstellen, ob sie irgend einen Nutzen und Schaden stiften mit ihren Werken und Reden hinsichtlich der Frömmigkeit, inwieweit sie ferner mit einander übereinstimmen oder sich widersprechen, und wer von ihnen der Wahrheit am nächsten kommt, indem er im Einklang mit jenem ersten und untrüglichen Glauben ist. Alle diese stimmen nun überein, indem sie gleichsam einer Spur folgen und dieselbe festhalten, die einen genauer, die andern undeutlicher. Darum würde wohl der Philosoph in Wahrheit des Zuspruches bedürfen, wenn er den Dichtern und bildenden Künstlern vergleichend gegenübergestellt würde, und dies angesichts einer grossen Versammlung, wo die Richter letzteren günstig gesinnt sind.

Denn wenn Jemand den Phidias zuerst unter den Griechen zur Rechenschaft zöge, jenen weisen und gottbegnadeten Schöpfer des hehren Kunstwerkes von reinster Schönheit, wobei das Richteramt verwaltet werden sollte von den Leitern des Wettkampfes oder noch lieber ein Gerichtshof gebildet würde aus allen Peloponnesiern, ferner Böotiern, Joniern und den übrigen Griechen allenthalben in Europa und Asien, nicht um Rechenschaft über die Gelder zu fordern oder über den Aufwand für das Kunstwerk, für wieviel Talente Gold gekauft wurde und Elfenbein, ferner Cypressenholz und Thyonholz, um das Werk dauerhaft und unzerstörbar zu machen, oder über das, was an Kost und Löhnen verbraucht wurde für die Arbeiter, deren nicht wenige waren noch für kurze Zeit, und zwar keine gemeinen Arbeiter, und schliesslich über den grössten und vollständigsten Lohn für Phidias. Denn hierüber Rechenschaft einzufordern, käme den Eleern zu, welche so reichliche und grossartige Aufwendungen

gemacht haben. Wir aber wollen uns vorstellen, der Prozess gegen Phidias sei auf einem andern Gebiete eröffnet. Wir lassen also Jemand zu ihm sprechen:

„Bester und trefflichster Künstler! Dass Du einen werten und teuren Anblick und eine ausserordentliche Augenweide für alle Griechen und Ausländer geschaffen hast, soviele deren je hierher kamen (und das sind ungezählte zu allen Zeiten!), dagegen wird Niemand Widerspruch erheben. Dürfte doch in Wahrheit dies Werk selbst auf die unvernünftige Kreatur einen Eindruck machen, wenn sie es nur ansehen könnte, auf die Stiere, die immer zu diesem Altar geführt werden, so dass sie freiwillig den Opferschlächtern ihren Nacken beugen, ob sie vielleicht dem Gotte einen Gefallen damit thun werden, ferner auf die Adler und Pferde und Löwen, also dass sie das Zuchtlose und Wilde in ihrem Sinn beherrschen und in voller Ruhe sich verhalten, von diesem Anblick ergötzt. Was aber die Menschen anlangt, so glaube ich, dass auch der, welcher ganz mühselig und beladen ist, wer viel Missgeschick und Leid im Leben erfahren hat und selbst das Labsal des Schlummers entbehrt, — wenn er diesem Bilde gegenübertritt, alles vergessen wird, was das menschliche Leben Furchtbares und Schweres zu leiden bringt. So hast Du ein Schauwerk erdacht und erschaffen, geradezu:

„Leiden und Kummer vertilgend und aller Übel Gedächtnis.*)

Ein solcher Glanz und eine solche Anmut ruht darauf infolge der Kunst. Wohl Hephästos selbst hätte an diesem Werke nichts auszusetzen, wenn er es in bezug auf die Freude und das Ergötzen des menschlichen Auges beurteilte. Ob Du aber hinwiederum den geziemenden Ausdruck und eine würdige Gestalt der göttlichen Natur geschaffen hast, durch Anwendung eines gefälligen Materials und dadurch, dass Du die Schönheit und Grösse eines Mannes ins Übernatürliche steigertest, immerhin aber eines Mannes, und das übrige alles so machtest, wie Du es eben gemacht hast, das

*) Vgl. *Hom. Od.* IV, 221.

wollen wir jetzt prüfen. Und wenn Du Dich hierüber vor den Versammelten genügend ausweisest und glaublich machst, dass Du die entsprechende und geziemende Haltung und Gestalt für den ersten und grössten Gott fandest, so möchtest Du wohl noch einen grösseren und volleren Lohn, als Du schon von den Eleern empfangen, dazu erhalten. Du siehst also, dass es kein kleiner Prozess ist und nicht wenig für uns auf dem Spiel steht. Denn früher machten wir uns, da wir ja nichts Sicheres wussten, verschiedene Vorstellungen von dem göttlichen Wesen, der eine diese, der andere jene, indem sich jeder die Gottheit nach seiner eigenen Kraft und Natur in Gleichnissen und Träumen vergegenwärtigte; manchmal sammelten wir wohl auch irgendwo unbedeutende und wenig bezeichnende Bilder der früheren Künstler, ohne jedoch diesen durchaus Glauben oder Aufmerksamkeit zu schenken. Du aber besiegtest diese alle durch die Kraft der Kunst und versammeltest zuerst Griechenland um dieses Bild Deiner Phantasie, sodann auch die übrigen: so glänzend und mit göttlichem Lichte erfüllt stelltest Du es hin, dass keiner der Beschauer hinfort leicht eine andere Vorstellung fassen konnte. Glaubst Du nun, dass Iphitos und Lykurgos und die damaligen Eleer aus Mangel an Geld sich darauf beschränkten, die Wettkämpfe und das Opfer des Gottes würdig einzurichten, während sie kein Bild, das dem Namen und der Bedeutung des Gottes entsprochen hätte, finden konnten; sie, die doch die Späteren an Macht fast übertrafen? Oder haben sie es vielmehr unterlassen aus Furcht, sie möchten durch sterbliche Kunst das hohe und vollkommenste Wesen nicht genügend darstellen können?“

Hierauf dürfte nun Phidias, der ja nicht unberedt ist und der Sohn keiner unberedten Stadt, noch dazu der vertraute Freund eines Perikles, Folgendes antworten:

„Versammelte Griechen! Das ist eine Streitfrage, wie sie gleich wichtig noch nie dagewesen ist. Denn nicht über Obrigkeit oder Leitung einer einzigen Stadt stehe ich hier Rede, noch über eine Menge von Schiffen oder von Fussvolk,

ob etwas Derartiges gut verwaltet wird oder nicht, sondern es handelt sich um den Gott, der alles beherrscht, und ein Ebenbild desselben, ob es geziemend und wohl getroffen ist und in nichts hinter der den Menschen überhaupt möglichen Stufe der bildlichen Darstellung Gottes zurückbleibt, oder ob es im Gegenteil unwürdig und ungeziemend ist. Bedenket aber, dass ich nicht der erste war, der Euch die Wahrheit vorzuführen und zu lehren versuchte! Lebte ich doch nicht in den ersten Zeiten Griechenlands, da dieses noch keineswegs klare und gefestigte Ansichten über die Gottheit hatte, sondern zu einer Zeit, als es sozusagen schon älter war und in seinen Überzeugungen und in seinem Glauben von den Göttern schon befestigt war. Ich will nun nicht von all den älteren Werken der Steinmetzen und Maler sprechen, welche abgesehen von der Feinheit der Ausführung mit meiner Kunst übereinstimmten. Aber ich habe bei Euch alte, unveränderliche Ansichten vorgefunden, zu denen ich mich nicht in Widerspruch setzen durfte, auch andere Künstler, die sich mit religiösen Stoffen befassten, älter als ich und mit dem Anspruche, auch weiser zu sein: die Dichter. Jene können durch die Dichtkunst jede Vorstellung hervorrufen, während sich unsere Werke mit dieser Art von sinnfälliger Darstellung begnügen müssen. Denn die göttlichen Erscheinungen, Sonne, Mond und der ganze Himmel mit den Sternen sind, wie sie sich in Wirklichkeit darstellen, durchaus bewundernswert, die nachahmende Darstellung derselben aber ist gar einfach und kunstlos, wenn man z. B. die verschiedenen Gestalten des Mondes oder die Sonnenscheibe vergegenwärtigen wollte. So ist weiter dies alles in Wirklichkeit erfüllt von geistigem Wesen und Verstand, in den bildlichen Darstellungen aber zeigt es nichts Derartiges, weshalb es denn auch von anfang an bei den Griechen so gehalten wurde. Denn den Verstand oder die Einsicht an sich wird kein Bildhauer oder Maler darzustellen vermögen. Fehlt es doch schlechtweg allen am Auge Solches zu schauen und zu erforschen. Da wir aber ein Wesen, in welchem dies

vor sich geht, nicht nur ahnen, sondern wissen, so nehmen wir zu diesem unsere Zuflucht: Wir verleihen der Gottheit den menschlichen Körper gleichsam als ein Gefäss der Einsicht und der Vernunft. Aus gänzlichem Mangel eines Vorbildes suchen wir durch das Sinnfällige und Darstellbare etwas Unsichtbares und Nichtdarstellbares klar vorzuführen: wir bedienen uns also eines Sinnbildes, immerhin besser als manche fremde Völker, welche die Gottheit bekanntlich in Tiergestalten darstellen, von niedrigen und ungereimten Vorstellungen ausgehend. Das Wesen aber, welches an Schönheit, Hoheit und Grossartigkeit am höchsten steht, ist unbestritten der beste Schöpfer von Götterbildern.

Man kann auch nicht einwenden, dass es besser gewesen wäre, gar kein Standbild oder sonstiges Bild der Götter unter den Menschen aufzustellen, indem man nur nach dem Himmlischen seinen Blick richten dürfe. Dies alles verehrt ja der Verständige, der an selige Götter glaubt, obgleich er sie nur von ferne sieht. Aber vermöge unserer Gesinnung gegen die Gottheit wohnt in allen Menschen ein heftiges Verlangen, Gott in der Nähe zu verehren und zu pflegen, sich ihm zu nähern und ihn mit dem Gefühl der Wirklichkeit zu berühren, vor ihm zu opfern und ihn zu bekränzen. Denn gerade wie kleine Kinder, die man von ihrem Vater oder ihrer Mutter getrennt, vor heftiger Sehnsucht und Liebe die Arme nach den nicht anwesenden ausstrecken, oft auch im Schlafe, so tragen auch die Menschen, welche ja billigerweise die Götter wegen ihrer Wohlthätigkeit und Verwandtschaft lieben, Verlangen, auf jede Weise mit denselben zusammen zu sein und zu verkehren. Darum nennen auch viele Barbaren aus Armut und Mangel einer Kunst Berge mit Namen der Götter, auch unbearbeitete Baumstämme und ungestaltete Steine, die gewiss nicht der göttlichen Gestalt mehr entsprechen.

Wenn ich Euch aber für die Gestaltung des Bildes strafbar erscheine, müsstet Ihr da nicht dem Dichter Homer zuvor zürnen? Er hat ja nicht nur die göttliche Gestalt

ganz ähnlich wie in der bildenden Kunst nachahmend dargestellt, indem er die Locken des Gottes nennt, ferner sein Kinn gleich im Anfang seiner Dichtung, da wo er erzählt, wie Thetis ihn um Ehre für ihren Sohn anfleht. Er spricht sogar weiter von Gesprächen, Beratungen und Versammlungen der Götter, von ihrer Reise vom Ida nach dem Himmel und dem Olymp, von ihrem Schlaf, ihren Gelagen und ihren Umarmungen, wobei er zwar alles durch die dichterischen Worte möglichst hebt, gleichwohl aber in der Ähnlichkeit mit den menschlichen Verhältnissen befangen bleibt. Ja, er gewinnt es gelegentlich auch über sich, Agamemnon in den wichtigsten Teilen seiner Gestalt dem Gotte ähnlich zu beschreiben, da wo er sagt:*)

„Gleichend an Augen und Haupt dem donnerfrohen Kronion."

Die Züge meines Werkes aber möchte wohl Niemand selbst nicht im Wahnsinn mit irgend einem Menschen vergleichen, wobei hinsichtlich der Schönheit oder Grösse ein Vergleich stattfinden sollte. Wenn es sich also nicht herausstellen wird, dass ich ein viel besserer und besonnenerer Künstler bin als Homer, der doch auch göttergleich an Weisheit erscheint, so bin ich bereit, mich jeder Strafe, die Ihr bestimmet, zu unterziehen. Ich spreche dabei natürlich mit Beschränkung auf das meiner Kunst Erreichbare. Denn die Dichtung ist gar reich und mit Mitteln wohl versehen, sie steht auf eigenen Füssen und mit Hilfe der Sprache und einer Fülle von Wörtern ist sie imstande, aus sich selbst alle Gedanken der Seele klar zu machen. Und welche Gestalt, welche Handlung, Empfindung oder Grösse der Dichter ausdrücken will, er ist nicht verlegen um einen Herold seiner Gedanken: die Sprache, die alles einzelne bezeichnet. Sagt doch Homer selbst:*)

„Gar gelenk ist die Zunge der Menschen, voll mancherlei Reden,
Und unzählige Worte bewegen sich hierhin und dorthin."

*) *Il.* II, 478.

**) Vgl. *Il.* XX, 248 f.

Alles andere geht ja dem menschlichen Geschlecht eher aus als Sprache und Rede. Davon allein besitzt es einen wunderbaren Reichtum. Darum hat denn auch der Mensch nichts unausgesprochen oder unbezeichnet gelassen von allem, was vor die Sinne tritt; sondern alsbald prägt er dem Gedachten das deutliche Siegel des Wortes auf. Gar oft hat er aber auch für eine Sache mehr Bezeichnungen, welche ausgesprochen eine nicht viel schwächere Vorstellung hervorrufen als die Wirklichkeit selber. Daher hat der Mensch die grösste Machtfülle im Bereiche der Rede, das ihm Nahetretende darzustellen. Die Kunst der Dichter aber ist gar selbstgewiss und über Tadel erhaben, besonders die Kunst Homers, der die grösste Redefreiheit besitzt. Er wählte sich nicht eine einseitig ausgeprägte Sprache, sondern alle griechischen Mundarten, die bis dahin getrennt waren, vermischte er, die der Dorier, sowie die der Jonier, aber auch die der Athener, indem er sie viel mehr zusammenmischte, als die Färber die verschiedenen Farben, nicht nur die Sprache seiner Zeitgenossen, sondern auch die der Früheren. War irgendwo ein verschollenes Wort, so nahm Homer auch dies wieder auf, wie eine alte Münze aus einem Schatze, der herrenlos geworden, aus lauter Liebe zur Wortfülle, auch viele Fremdworte, indem er kein Wort sparte, das ihm Wohlklang oder bezeichnende Kraft zu haben schien. Zudem übertrug er die Worte, nicht nur aus verwandten Gebieten und aus der Nähe, sondern auch weit entfernte, um den Hörer zu berücken und durch Überraschung zu fesseln. Auch liess er die Worte nicht unverändert am Platze, sondern verlängerte die einen, während er andere zusammenzog oder anderswie umgestaltete. Und schliesslich zeigte er sich nicht nur als Schöpfer seiner Verse, sondern auch seiner Worte; denn er sprach aus sich heraus. Dabei setzte er bald einfach für die Sache den Namen, bald fügte er zu dem eigentlichen Wort noch ein Beiwort, gleichsam auf das Siegel noch ein Siegel drückend, ein noch deutlicheres und bezeichnenderes. Und er vermied keinen Laut, sondern er ahmte kurz gesagt

die Stimmen der Flüsse, des Waldes, der Winde, des Feuers und des Meeres nach, ferner den Klang des Erzes und des Steines und geradezu aller Geschöpfe und Werkzeuge, die Stimmen der Vierfüssler so gut wie die der Vögel, die Flöte so gut wie die Hirtenpfeife. Die Wörter für Krachen und Brausen, Getöse und Schall und Gerassel hat er erfunden; er hat auch die Flüsse murmelnd, die Geschosse klirrend, die Wellen brüllend und die Winde zürnend genannt und andere solche treffende, wirklich überraschende und wundersame Ausdrücke gebraucht, wodurch er das Gemüt erschüttert und verwirrt. So hatte er keinen Mangel an furchtbaren wie lieblichen Worten, an glatten wie rauhen, an Worten voll der mannigfaltigsten anderen Verschiedenheiten in Klang und Sinn. Vermöge dieser Wortschöpfung war er denn auch imstande, jeden Eindruck, den er beabsichtigte, auf die Seele hervorzubringen.

Unsere Zunft dagegen, die sich auf Handarbeit und auf Kunstfertigkeit stützt, gelangt durchaus nicht zu ähnlicher Freiheit. Wir bedürfen zunächst eines Stoffes, der fest ist und beharren will, der viel Mühe erfordert und sich nicht leicht behandeln lässt, sodann brauchen wir nicht wenige Gehilfen. Zudem wird bei jedem Bild notwendigerweise nur eine Gestalt geschaffen und diese bleibt unwandelbar, so dass sie in sich das ganze Wesen und die ganze Macht des Gottes zusammenfasst. Für die Dichter dagegen ist es ein leichtes, viele Formen und mancherlei Erscheinungsweisen in ihrer Dichtung zusammen auszudrücken. Sie können ihren Gestalten Bewegung und Ruhe beilegen, wie sie es jedesmal für angemessen erachten, auch Handlungen und Reden; und dazu kommt noch die Täuschung der Einbildungskraft und die Freiheit in der Zeit. Denn von einem Anhauch und Schwung seiner Seele getragen schöpft der Dichter eine unendliche Fülle von Worten aus sich, wie aus einer übersprudelnden Quelle Wassers, bevor er erlahmt und die Vorstellung und Einbildung, welche er gefasst hat, zerfliesst. Unsere Kunst aber ist mühsam und

langsam, sie schreitet nur mit Mühe und allmählich vorwärts, da sie eben einen felsenharten und spröden Stoff bearbeitet. Was aber das Allerschwerste ist: Dem Künstler muss immer ein und dasselbe Bild in der Seele bleiben, bis er das Werk vollendet, oft viele Jahre lang. Und das bekannte Wort,*) dass die Augen treuer seien als das Gehör, das mag wohl wahr sein. Aber jedenfalls viel schwerer zu überzeugen sind sie auch und bedürfen viel grösserer Eindringlichkeit der Darstellung. Denn das Auge trifft mit dem Gesehenen unmittelbar zusammen, das Gehör aber kann man recht wohl aufregen und täuschen, indem man ihm Worte zuschickt, die durch Versmass und Klangnachahmung aufs Berücken berechnet sind. Und unsere Kunst ist den gewöhnlichen Verhältnissen der Masse und Grösse unbedingt unterworfen, während die Dichter auch diese beliebig steigern können. So war es Homer leicht, die Grösse der Eris, der Göttin des Streites, zu schildern,**) dass sie nämlich:

„Mit dem Haupte den Himmel berühre, auf Erden doch wandle.“

Ich aber muss mich wohl oder übel bescheiden, den mir von den Eleern oder Athenern angewiesenen Platz auszufüllen.

Du wirst nun sagen, weisester aller Dichter, Homer, Du habest, allen voran durch die Macht Deiner Dichtung und an Zeit, geradezu als der erste den Griechen viele und schöne Bilder aller Götter und besonders auch des grössten der Götter entworfen, teils sanfte Bilder, teils furchtbare und gewaltige. Unser Zeus aber ist friedlich und in allen Zügen mild, gleichsam der Wächter eines einträchtigen, nicht in Parteien zerrissenen Griechenlands. So habe ich ihn aufgestellt, nachdem ich zu Rate gegangen mit meiner Kunst und mit der weisen und trefflichen Gemeinde der Eleer, sanft und hehr in kummerloser Haltung, ihn, den Geber des Lebens und Gedeihens und aller Güter, den gemeinsamen Vater, Retter und Wächter der Menschen, soweit es einem Sterb-

*) Vgl. *Hdt.* I, 8.

**) Vgl. *Il.* IV, 443.

lichen möglich war, in seinen Gedanken das göttliche und unbegreifliche Wesen wahrzunehmen. Und sieh zu, ob das Bild nicht zu allen Beiwörtern des Gottes stimmt! Zeus allein von den Göttern wird Vater und König genannt, der Städteschirmer, der Gott der Blutsverwandtschaft, der Freundschaft und der Vereine, der Gott der Schutzflehenden und der Zuflucht, der Gastfreundschaft, des Erwerbes und der Fruchtbarkeit. Und so hat er noch unzählige andere Beinamen, lauter gute. König heisst er wegen seiner Herrschaft und Macht, Vater wohl wegen seiner Fürsorge und Milde, Städteschirmer mit Beziehung auf die Gesetze (die von ihm kommen) und das Gemeinwohl, Gott der Blutsverwandtschaft, weil Götter und Menschen eines Geschlechtes sind, Gott der Freundschaft und der Vereine, weil er alle Menschen zusammenführt und will, dass sie einander freund seien und Niemand des anderen Feind zu Hause oder im Felde, Gott der Schutzflehenden, weil er die Bittenden gnädig vernimmt, Gott der Zuflucht, weil man bei ihm dem Leide entrinnt, der Gastfreundschaft, weil man die Gastfreunde nicht versäumen soll und keinen Menschen für fremd halten soll, Gott des Erwerbes und des Gedeihens aber als der Urheber aller Früchte und der Geber des Reichtums und des Besitzes. Wer nun dies alles zu veranschaulichen vermag, ohne sich der Sprache zu bedienen, sollte der nicht ein grosser Künstler sein? Die Herrschaft und den König will die Stärke und die Grossartigkeit der Gestalt veranschaulichen, den Vater und die Fürsorge das Milde und Freundliche, den Städteschirmer und den Gesetzgeber der hehre und ernste Ausdruck. An die Verwandtschaft der Menschen und Götter erinnert eben die Ähnlichkeit der Gestalt mit der menschlichen in symbolischer Weise. Den Gott der Freundschaft, der Schutzflehenden, der Zuflucht und die verwandten menschenfreundlichen Züge zusammen drückt das Milde und Treuherzige, das in dem Bilde hervortritt, aus. Den Gott des Erwerbes und des Gedeihens aber malt die Schlichtheit und der Zug der Freigebigkeit,

der in der Gestalt sich ausprägt. Denn er gleicht geradezu und vor allem einem, der das Gute gibt und Gnade spendet. Dies alles versuchte ich nun so gut als möglich durch die Kunst darzustellen, da ich es ja nicht mit den Namen bezeichnen konnte.

Wie er aber unablässig seine Blitze schleudert zum Krieg und zum Verderben der Menge, zu gewaltigem Regenguss und Hagel und Schnee, oder wie er den blauschimmernden Regenbogen spannt, das Sinnbild des Krieges, wie er das Gestirn schickt, das unaufhörlich Funken sprüht, ein schlimmes Zeichen für Schiffer und Heer, oder wie er die arge Göttin des Streites über Griechen und Barbaren sendet, die unablässig Lust zum Krieg und Kampf erregt, wenn auch die Menschen darunter ermatten und erliegen, und wie er das Todeslos von göttergleichen Helden oder ganzen Heeren in die Wagschale legt, damit es selbst durch eigenen Ruck sich entscheide*), — das alles konnte nicht durch die bildende Kunst dargestellt werden, und wäre es auch möglich gewesen, ich hätte nicht einmal gewollt. Denn wie würde ein stummes Sinnbild des Donners oder ein glanzloses Abbild des Blitzes und Gewitters nur vermittels unserer irdischen Metalle ausfallen! Und weiter, wie die Erde erschüttert und der Olymp bewegt wird durch ein kurzes Zucken der Augenbrauen, und wie ein Wolkenkranz um das Haupt des Zeus gelagert ist, das hat ein Homer leicht sagen und der Dichter hat in solchen Bildern volle Freiheit; unsere Kunst aber steht dem gegenüber ratlos da, denn sie hat einen aus der Nähe und klar prüfenden Richter: das Auge.

Wenn man nun weiter das angewandte Material für zu wenig bezeichnend hält, als dass es der Hoheit des Gottes entspräche, so ist das freilich wahr und richtig. Doch sind weder die, welche es verabreichten, noch auch der Künstler, der es wählte und prüfte, mit Recht darum zu tadeln. Denn es gab ja keinen besseren oder glänzender aufs Auge wirkenden Stoff, der in die menschlichen Hände gelangen und

*) Vgl. *Il.* X, 5; XI, 24; IV, 82; 75; XI, 3 ff; VIII, 70; XIX, 223.

künstlerisch behandelt werden konnte. Luft und Feuer und des Wassers nie versiegenden Quell mit irdischen Werkzeugen zu bearbeiten, und was bei allem diesem die feste Grundlage ist, ich meine nicht von Gold und Marmor, denn das erscheint hier unbedeutend und wertlos, sondern das ganze feste und schwere Element, dabei im einzelnen jedes zu sichten und es zu ein und demselben Geschlechte von Geschöpfen und Pflanzen abwechselnd zu verwenden, das können nicht einmal alle Götter, sondern nur der, welchen ein anderer Dichter*) recht treffend angeredet hat:

„Mächtig an Kraft und an Kunst bist Du, Dodonäischer Vater!“

Ja, er ist der erste, der vollkommenste Künstler, ihm gibt nicht die Gemeinde von Elis die Mittel zu seinem Kunstwerk, sondern das ganze Weltall. Von Phidias und Polyklet aber könnt Ihr füglich nicht mehr fordern, denn das übersteigt schon an Wert und Vornehmheit unsere daran bethätigte Kunstfertigkeit. Auch den Hephästos lässt ja Homer nicht an anderen Stoffen seine Kunsterfahrung zeigen: Der Dichter hat sich einen Gott als Künstler für die Ausführung des Schildes verschafft, aber einen anderen Stoff zu finden, gelang ihm nicht. Denn er sagt:**)

„Unverwüstliches Erz warf Hephästos ins Feuer, dann Zinn auch,
Alsdann Silber und kostbares Gold —.“

Was also die Menschen anlangt, so möchte ich keinem aller Zeiten den Platz räumen als dem grösseren Künstler, mit Zeus selbst aber, dem Schöpfer und Künstler des Weltalls, darf sich kein Sterblicher messen.“

Wenn nun Phidias also zu seiner Verteidigung gesprochen hätte, so würden ihm, meine ich, mit Recht die Griechen den Kranz zuerkennen. —

Vielleicht ist es nun der grossen Menge nicht recht zum Bewusstsein gekommen, worüber wir gesprochen, wiewohl

*) Pindar, vgl. *Pind. ed. Christ*, p. 212, fr. 3.
**) Vgl. *Il.* XVIII, 474 f.

unsere Rede, so sollte es mich dünken, für Philosophen wie für die Menge recht wohl geeignet war. Sie handelte von der Errichtung von Götterbildern, wie dabei zu verfahren sei, und von den Dichtern, wie sie besser oder schlechter über die Gottheit denken, ferner von der ersten Vorstellung von Gott, welcher Art sie ist und auf welche Weise sie in den Menschen entstand. Vieles wurde wohl auch von der Macht des Zeus, im Anschluss an seine Beinamen geredet. Ist es zum Preise dieses Götterbildes und derer, die es errichtet, geschehen, um so besser. Scheint es uns doch in Wirklichkeit so den Beschauer anzublicken, voll Wohlwollen und Fürsorge, dass man schier glauben möchte, es spreche.

Die rechte und würdige Weihe hiezu aber geben die Eleer und ganz Griechenland, mit grossartigen Opfern von den verfügbaren Mitteln und der uralten Anordnung des hochberühmten Kampfspieles, wo gute Leibesbeschaffenheit, Kraft und Schnelligkeit sich erproben, endlich mit den sonstigen Gebräuchen in Fest und Geheimdienst, welche Griechenland aus der Vorzeit bewahrt.

Ich aber muss in meinen Gedanken das Wort des Dichters*) erwägen:

„Nicht zum besten bist Du gepflegt; schon drückt Dich das Alter,
Struppig bist Du am Leib und schlecht ist Deine Gewandung“.**)

*) *Hom. Od.* XXIV, 249.

**) Über diesen Schluss vgl. den 4. Anhang.

III.

Über die Übung in der Rede.[5])

(or. XVIII; Dind. v. I, p. 279—286.)

Oftmals schon lobte ich Deine Art als die eines guten Mannes, würdig unter den Besten der Erste zu sein, so wie jetzt aber bewunderte ich Dich niemals früher. Denn im reifsten Mannesalter stehend, an Macht hinter Niemandem zurückbleibend, im Besitze der reichsten Güter und der vollen Freiheit, sich Tag und Nacht dem Wohlleben hinzugeben, unter solchen Verhältnissen noch immer nach Bildung streben und einen edlen Eifer für die Erfahrung im Reden zeigen und dabei auch allenfallsige Mühe nicht scheuen, das schien mir eine wahrhaft grosse Seele zu verraten und nicht nur eine That des Ehrgeizes, sondern der wahren Lebensweisheit zu sein. Erklärten doch auch die besten Männer des Altertums, dass sie nicht nur Männer geworden seien unter stetem Lernen, sondern auch Greise.*) Und Deine Ansicht scheint mir sehr richtig zu sein, dass Du glaubst, ein Staatsmann bedürfe Erfahrung und Stärke im Reden. Erwächst doch daraus der grösste Vorteil inbezug auf das Erwerben von Liebe, Einfluss, Ehre und Achtung. Denn wodurch gewinnen Menschen, die etwas befürchten, leichter Zuversicht als durch die Rede? Womit werden Übermütige und Aufgeblasene besser klein gemacht und in ihre Schranken gewiesen? Wodurch gelangt man eher zur Befreiung von Begierden? Und wessen Ermahnungen erträgt man ruhiger als die eines guten Redners? Daher kann man oft beobachten, wie in den Städten Andere die Aufwendungen machen, indem sie sich gefällig erweisen oder Tempel mit Weihgeschenken schmücken, während die Redner als die Urheber hievon belobt werden. Deshalb sagten auch die ältesten Dichter, die von den Göttern

*) Vgl. Solon bei *Bergk*, *Anth. Lyr.*, fr. 18.

die Dichtkunst überkamen, weder von den starken noch von den schönen Helden, sie seien wie Götter zu schauen, sondern von den Rednern.*)

Dass Du nun dies alles eingesehen hast und auch ins Werk zu setzen unternimmst, darum lobe und bewundere ich Dich. Noch besonderen Dank aber weiss ich Dir für meine Person, dass Du m i c h für geeignet hieltest, Dich in solchem Denken und Thun zu fördern. Denn wie einer der Alten**) sagte, er genüge sich selber als Seher, so glaubte auch ich bis jetzt mir selbst inbezug auf das Reden zu genügen, und auch das kaum. Du aber hebst mich in meinem Selbstvertrauen und heissest mich zuversichtlich sein, wenn ich einem Manne, der in der Bildung auf solcher Höhe steht und schon bei Jahren ist, nützlich sein kann. Und ich vermag es vielleicht, wie wohl auch ein Knabe oder ein schwacher, alter Hirte einem starken und im besten Mannesalter stehenden Wanderer manchmal eine kürzere Strasse oder einen vom Volke betretenen Fusspfad zeigt, den jener nicht weiss. Doch ich will nicht viele Worte als Einleitung vorausschicken und mich sofort an die Ausführung Deines Auftrags machen.

Ein Jüngling nun oder jüngerer Mann, der vom thätigen Leben absehen will und sich auf die Schulübung verlegt und sich Redegewandtheit erwerben will, bedarf anderer Aufgaben und Veranstaltungen. Du aber bist weder unerfahren in der Sache noch kannst Du die öffentliche Wirksamkeit aufgeben noch trägst Du Verlangen nach Gewandtheit in der gerichtlichen Beredsamkeit, sondern nach solcher, wie sie einem Staatsmann ansteht und zugleich genügt. So wisse denn zunächst, dass es für Dich keiner grossen Mühe noch Plage bedarf. Denn wer sich berufsmässig in der Redekunst übt, den führt freilich Mühe am weitesten, wer aber nur rasch sich die Sache aneignen will, dem wird die viele Arbeit das Gemüt beschweren und ihn zaghaft in der Mit-

---

*) Vgl. *Hom. Od.* III, 246 von Nestor, aber auch von vielen andern Helden rühmt Homer das göttergleiche Aussehen.

**) Vgl. *Plat. Phaedr.* p. 242 C.

teilung machen, wie man die im Turnen Ungeübten schwächt, wenn man sie durch einen schwierigen Lehrgang ganz ermüden würde. Wie dagegen die an Anstrengung nicht gewöhnten Körper mehr der Salbung und einer geregelten Bewegung bedürfen als der anstrengenden Übung, so bedarfst auch Du mehr einer mit Vergnügen verbundenen Aufmerksamkeit in der Redekunst als der ermüdenden Schulübung.

Was nun zunächst die Dichter anlangt, so rate ich Dir von den Komikern eine genaue Bekanntschaft mit Menander, von den Tragikern aber mit Euripides, und zwar nicht durch eigenes blosses Lesen, da doch andere es trefflich verstehen, gefällig, jedenfalls aber ohne Beschwerde für Dich die Stücke vorzutragen. Der Eindruck ist ein vollerer, wenn die Mühe des eigenen Lesens wegfällt. Und es mache mir keiner der Kundigeren einen Vorwurf darob, dass ich die Komödie des Menander der alten Komödie vorziehe und den Euripides den alten Tragödiendichtern! Auch die Ärzte verordnen ja ihren Kranken nicht die wertvollsten Speisen, sondern die zweckdienlichen. Es wäre aber viel zu sagen, was alles aus diesen beiden Dichtern an Nutzen erwächst. Denn einmal übertrifft des Menander Kunst in der Darstellung eines jeden Charakters und seine Anmut die Gewalt der älteren Komiker, sodann mag des Euripides gewinnende und hinreissende Art die hohe Kühnheit und Würde der alten Tragödie vielleicht nicht vollständig erreichen, aber für einen Staatsmann ist er sehr nützlich, auch ist er geschickt, Charaktere und Gemütsbewegungen voll auszudrücken, und da er in der Philosophie kein Fremdling ist, so bringt er in seinen Dichterwerken Sinnsprüche an, die für alle Lagen des Lebens passen.

Homer aber stehe am Anfang, in der Mitte und am Ende für jeden Knaben, Mann und Greis: er spendet aus sich so viel, als ein Jeder nur zu fassen vermag. Die Lyrik (Lieder, Elegien, jambische Dichtungen und Dithyramben) ist für einen, der Zeit hat, schätzenswert; wer aber thätig ins Leben eingreifen will und für das Handeln und Reden gleichmässig sich fördern will, der hat dafür keine freie Zeit.

Eine eifrige Lektüre der Historiker dagegen ist für den Staatsmann aus vielen Gründen geboten. Auch abgesehen von der Redekunst ist es für einen Staatsmann und den, der sich mit dem öffentlichen Leben befassen will, unbedingt nötig, die Geschichte zu kennen, und wie Glück und Unglück den Menschen und Staaten nicht nur nach bestimmten Voraussetzungen, sondern auch wider Erwarten manchmal begegnet. Denn wer die Erlebnisse recht vieler Anderer kennt, wird das, womit er sich selbst befasst, am besten ausführen und, soweit möglich, ohne Gefahr; er wird weder im Unglück über die Massen sich erheben noch irgend ein Missgeschick ohne Fassung tragen, da er ja auch in besseren Zeiten eines Umschlages wohl gewärtig war. — Bedarfst Du nun einmal der Erheiterung, so wirst Du in aller Gemütsruhe den Herodot lesen. Denn seine Lässlichkeit und sein anmutiges Plaudern erweckt mehr die Vorstellung, dass man es mit einer Sagensammlung, als mit einem geschichtlichen Werke zu thun habe. Von den grossen Historikern rate ich zu Thukydides, von den Historikern zweiter Ordnung zu Theopomp. Denn dieser hat in seiner Sprache etwas von einem Redner; er ist nicht unfähig noch nachlässig in der Darstellung und die Gleichgiltigkeit in der Wahl der einzelnen Wörter geht nicht so weit, dass man daran Anstoss nehmen könnte. Ephoros gibt zwar viele Thatsachen, aber seine bequeme und lässige Ausdrucksweise kann Dir nicht dienen.

Ich komme zu den Rednern. Wer kennt nicht die Besten dieser Kunst? Demosthenes übertrifft durch die Gewalt seines Ausdruckes und die Gewandtheit der Gedankenführung, sowie durch die Menge seiner Reden alle Redner; Lysias wirkt durch Kürze, Einfachheit und Zusammenhang der Gedanken, auch durch das Zurücktreten der rhetorischen Gewalt. Trotzdem würde ich Dir nicht dazu raten, die Genannten auf die Dauer zu lesen, sondern eher den Hyperides und Äschines. Denn die Kraftmittel dieser letzteren sind einfacher, ihre Satzfügungen leichter zu fassen und in der

Schönheit der Worte stehen sie hinter jenen nicht zurück. Auch Lykurgos zu lesen, möchte ich Dir anraten; er ist minder gewichtig als die Genannten und legt in seinen Reden Einfachheit und edlen Sinn an den Tag. An dieser Stelle bemerke ich, wenn auch ein strenger Klassizist, der diese Aufforderung lesen sollte, seine Unzufriedenheit darüber äussern sollte, dass man auch die jüngeren Schriftsteller und diejenigen, welche der Zeit nach uns unmittelbar vorangehen, nicht ungelesen lassen darf. Dahin gehören Antipater, Theodoros, Plution, Konon und die verwandten Schriftsteller. Die Vorzüge dieser letzteren möchten auch deshalb für uns erspriesslich sein, weil wir an die Lektüre solcher Schriftsteller nicht mit dem Vorurteil ihrer Überlegenheit herantreten, wie an die der Alten. Denn gerade, weil wir manches an den Genannten auszusetzen haben, gewinnen wir an Zuversicht, uns mit ihnen zu beschäftigen, wie man sich denn auch lieber demjenigen an die Seite stellt, gegen den gehalten man nicht geringer, sondern bisweilen sogar besser zu erscheinen glaubt.

Ich gehe nun zu den Sokratikern über, deren Lektüre ich für durchaus notwendig erkläre für jeden Mann, der auf rednerische Bildung bedacht ist. Denn wie man keine Speise ohne Salz schmackhaft finden wird, so kann nach meiner Ansicht keine Art rednerischer Darstellung angenehm aufs Ohr wirken, wenn die Sokratische Würze fehlt. Es würde uns nun zu weit führen, die übrigen zu besprechen, und es erfordert keine gewöhnliche Arbeit, sie kennen zu lernen. Nach meiner Ansicht genügt aber von den Älteren schon Xenophon allein für den Staatsmann. Es mag einer im Krieg Heerführer sein oder an der Spitze eines Gemeinwesens stehen, es mag einer vor dem Volke oder im Senat oder vor Gericht reden, und es mag derselbe nicht nur als Redner, sondern auch als Staatsmann und Herrscher seiner Stellung angemessen sprechen wollen: für alle diese Zwecke scheint mir Xenophon am besten und zweckdienlichsten zu sein. Denn seine Gedanken sind deutlich und einfach und

erscheinen jedem leicht, seine Darstellung ist anmutig, gefällig und gewinnend, voll Überzeugungskraft, aber auch voll Anmut und Schwung, so dass sein Talent nicht nur der Redegewandtheit, sondern schier einer Zauberkunst gleicht. Wenn Du z. B. seine Anabasis recht genau lesen wolltest, so würdest Du keine Rede finden unter allen, die auszuarbeiten Du je in die Lage kommen kannst, welche nicht schon Xenophon für Dich ausgearbeitet hat und gleichsam als Muster darbietet für den, welcher sich an ihm prüfen oder ihn nachahmen will. Ist es für einen Staatsmann erspriesslich, Niedergeschlagenen wieder Mut zu machen, so zeigt uns Xenophon gar oft, wie das zu thun sei. Gilt es zu ermuntern und anzutreiben, so muss jeder, der die griechische Sprache versteht, durch Xenophons Ermunterungsreden ergriffen und erhoben werden. Mich wenigstens übermannt inmitten sovieler Geschäfte bisweilen die Thräne der Rührung, wenn ich seine Reden lese. Handelt es sich dann wieder darum, mit selbstbewussten und hochfahrenden Personen verständig umzugehen, weder unter ihrem Unmut zu leiden, noch in seiner eigenen Gesinnung ihnen gegenüber sich unwürdig zu demütigen, indem man in jedem Stück das thut, wonach ihnen der Sinn steht, so findet sich auch hiezu das Vorbild bei Xenophon.

Und wie man vertrauliche Reden gebrauchen muss, sowohl den Feldherrn gegenüber, ohne dass die Menge es hört, als auch der Menge gegenüber auf dieselbe Weise; wie man königlich spricht; wie man Feinde zu ihrem Schaden, Freunde zu ihrem Nutzen täuscht, wie man solchen, die sich ohne Grund ängstigen, die Wahrheit sagt, ohne sie zu kränken, und sie doch dabei überzeugt, wie man Überlegenen nicht leichtsinnig Glauben schenkt, sowie den Künsten, mit welchen die Überlegenen zu täuschen versuchen; wie die Menschen überlisten und überlistet werden, für alles dies enthält Xenophons Geschichtswerk Beispiele in reichlicher Zahl. Indem er die Reden mit den Handlungen abwechseln lässt und nicht nach Hörensagen oder andere nachahmend spricht, son-

dern Handelnder und Darsteller in einer Person ist, hat er den Reden die grösste Glaubwürdigkeit verliehen, wie in allen seinen Geschichtswerken, so besonders in dem, dessen ich eben Erwähnung gethan. Und wisse wohl, es wird Dich nicht gereuen, Xenophons Bekanntschaft eifrig und mit Vorliebe aufgesucht zu haben: im Senat wie vor dem Volke wirst Du spüren, wie Dir der Mann seine Hand entgegenstreckt!

Zum Schreiben nun möchte ich Dir nicht raten, eher wirst Du beim Diktieren gewinnen. Denn erstens ist der Diktierende dem Redenden ähnlicher als der Schreibende, sodann ist es mit geringerer Mühe verbunden. Ferner mag das Diktieren inbezug auf die Gewandtheit zwar weniger nützen als das Schreiben, inbezug auf die Haltung beim Vortrag aber nützt es mehr. — Auch warne ich Dich, die Schulstücke zu schreiben. Wenn geschrieben sein soll, so schreibe irgend eine Rede, bei deren Lektüre Du Vergnügen empfunden, indem Du zu dem dort Gesagten eine Widerlegung versuchst oder das Nämliche auf andere Weise behandelst! Und zwar ist es besser, vorausgesetzt dass Dein Gedächtnis Dich nicht im Stich lässt, die Worte des Vorbildes dabei wieder anzuwenden. Denn auf diese Weise wirst Du Dir die Ausdrucksweise und auch die Genauigkeit der Gedankenfolge ganz vertraut machen. Ich meine damit nicht, dass Du einen ganzen Band, wie Schulknaben, Zeile für Zeile aneinander reihen sollst, sondern wenn Dir etwas besonders gefällt, so halte es fest!

Einem jüngeren Manne würde ich mehreres hierüber geschrieben haben, für Dich genügt so viel. Denn wenn Du auch nur ganz wenige solche Wiedergaben vornimmst, wirst Du schon grossen Nutzen davon haben. Und sollten Dir solche Übungen Verdruss und Unbehagen verursachen, so sind sie nicht eben unbedingt nötig.

Ich habe nun vielleicht meine Ratschläge etwas langatmig gehalten, die Schuld daran trägst aber Du, indem Du mich dazu aufgefordert und überredet hast. Auch beim

Ringen geben manchmal die Überlegenen den Schwächeren nach und verführen sie zum Glauben, sie seien die Stärkeren. So hast vielleicht auch Du mich veranlasst, über Dinge, die Du selber besser verstehst, an Dich zu schreiben, wie an einen noch nicht genügend Unterrichteten.

Ich wünschte nun, wenn es Dir beliebte, dass wir einmal uns zusammenfänden, damit ich bei der Lektüre der Alten und im Gespräch über dieselben Dir in etwas nützen könnte. Genügt es doch auch beim Malen und Bildhauen nicht, zu sagen, die Farben müssen so oder so sein und die Linien so, am meisten wird man vielmehr gefördert, wenn man die Meister selbst malen oder bilden sieht. Und beim Turnen reicht es nicht hin, den Ringenden Griffe zu sagen, sondern der Turnlehrer muss sie dem Schüler vormachen. Ebenso möchte auch bei solchen Ratschlägen der Nutzen ausgiebiger sein, wenn man den Ratgeber die Übungen selbst vormachen sieht. Ich würde dann auch, um Dir zu nützen, gerne bereit sein, wenn es gälte, vorzulesen, während Du zuhörst. Denn zu meiner Verehrung für Deine Person und der Bewunderung für Deinen Eifer kommt noch der schuldige Dank für die Ehrenbezeigungen, die ich von Dir erfahren habe.

Anmerkungen.

1) Zur Litteratur. Ausser Zeller (Die Philos. d. Griechen, III³, 1, S. 816 ff.) und Nicolai (Gesch. der griech. Litteratur, 2. Aufl.) ist jetzt zu vergleichen die eingehende, treffliche Würdigung Dios bei W. Christ (Gesch. der griech. Litteratur bis auf die Zeit Justinians, Nördlingen 1889). — J. Burckhardts schöner Aufsatz („Über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit") findet sich im N. Schweizer Museum IV, S. 97—122; Bern 1864. — Über das Leben Dios schrieb neuerdings A. Breitung (Gymn. Progr. von Gebweiler, 1887) mit sorgfältiger Benützung der in den Reden Dios gegebenen Anhaltspunkte, jedoch im einzelnen nicht ohne gewagte Schlüsse. — Burckhardts Ausführungen teilweise ergänzend und berichtigend schrieb H. Haupt über „Dio Chrysostomus als Historiker" (im Philologus 43. Bd. S. 385—404, 1884). — Die Sprache Dios behandelten W. Schmid (Der Atticismus, I S. 72—191; Stuttgart 1887) und (mehr äusserlich) Dionysios G. Pylarinos (Vergleichung Dios mit Plato, Xenophon, Demosthenes und Äschines; Erlanger D. D. 1887). — Der Text des Schriftstellers liegt noch sehr im Argen; über die handschriftl. Überlieferung handelte Sonny (in den Jahrb. f. Philologie, 133. Bd. S. 95—96) und neuestens ausführlich A. Mahn *(de Dionis Chrysostomi codicibus, Lipsiae* 1890); ausser Reiske, Selden, Emper, Geel und L. Dindorf, dessen Ausgabe indes gegenüber der Empers keinen Fortschritt bezeichnet, haben einiges verbessert Cobet *(Coll. crit. Lugdun. Bat.* 1878, p. 52—98) Gasda (Gymn. Programm v. Lauban 1883) und W. Schmid (im Philologus 47. Bd. S. 24. und 52, 1889); auch Weber *(advers. critica in Dionem Chrysost. et Sext. Emp., Lipsiae* 1889, *comment. in hon. Ribbeckii* p. 500—506); meine auf die Textesverbesserung bezüglichen Vorschläge werden eben im Philologus sowie in den Blättern f. d. bayer. Gymnasialschulw. veröffentlicht. — Die lateinische Übersetzung von Thom. Naogeorgus (Kirchmaier aus Straubing), welche 1555 zu Basel bei Oporinus erschien und dem Nürnberger Rat gewidmet ist, hat heute geringen Wert; eine deutsche Übersetzung des gesamten Dio ist bis jetzt so wenig erschienen, wie eine Übersetzung in eine andre moderne Sprache. Reiskes Frau, welche auch die Ausgabe Dios nach ihres Mannes Tod besorgte, übersetzte dreizehn meist kleinere Reden des Dio Chrysosthomus *(sic!)* (15. 23—25. 63. 65. 68—70. 75. 76. 16. 7 zumteil) im Geschmacke ihres Zeitalters. Das seltene Büchlein, das sich auf der Göttinger Un. Bibl. findet, ist in Mitau 1778 erschienen und Hellas überschrieben („der Titel ist den Übersetzungen

von meinem werten Freunde, dem Herrn Hofrat Lessing, gegeben worden"; ob Lessing, über dessen Beziehungen zu Frau Reiske Mich. Bernays und Rud. Prinz neuerdings Aufschlüsse gegeben, die Reden Dios kannte, insbesondere die olympische, welche die im Laokoon erörterten Fragen streift, konnte ich nicht ermitteln)*). — Die 7. o. euböische Rede ist (in ihrem ersten Teil) nicht nur von Frau Reiske übersetzt worden, sondern auch von O. Jahn („eine antike Dorfgeschichte", in den populären Aufsätzen „Aus der Altertumswissenschaft", Bonn 1868 = Grenzboten, 1866 III S. 361 ff.), endlich von Golisch (Gymn. Progr. von Schweidnitz 1883); neuerdings auch ins Französische (von *Fauvel*, *Paris* 1888). In Zusammenhalt mit den übrigen Erscheinungen der griechischen Sophistik würdigt E. Rhode (Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876) Dios Reden, insbesondere die euböische; nicht unpassend vergleicht *Chassang (Histoire du roman etc., Paris* 1862) die letztere mit „Paul und Virginie", der klassischen Idylle der Franzosen.

2) Die Nachrichten Dios über die Stadt Borysthenes verdienen in geographischer und geschichtlicher Beziehung Beachtung. Was zunächst den Namen der Stadt anlangt, so findet sich dieselbe auf unseren Karten als Olbia eingezeichnet. Dio erwähnt diesen Namen gar nicht, auch bei Herodot, dem wir mehrfache Nachrichten über die Stadt am Bug verdanken (vgl. IV, 18 u. ö. mit den Anm. von Stein), findet sich nur die Angabe, dass sich die Bürger selbst Olbiopoliten genannt hätten. Dagegen erscheint auf den Inschriften und Münzen, sowie bei einigen späteren Schriftstellern allerdings der Name Olbia. Man darf wohl annehmen, dass dieser Stadtname von guter Vorbedeutung („die Glückliche, Reiche"), welcher mehreren Griechenstädten in der Fremde gemeinsam ist, nur eine ausserordentliche Benennung, eine amtliche Schöpfung gewesen ist, welche bei den Zeitgenossen die herkömmliche Bezeichnung Borysthenes nicht zu verdrängen vermochte. — Borysthenes lag nach der Schilderung Dios am rechten Ufer des Bug „zehn Stunden oberhalb der Mündung". Sind nun die bei dem Flecken Ilinskoje, südlich von Nikolajew gefundenen Ruinen wirklich die Reste von Borysthenes, so würde entweder entgegen der allgemeinen Ansicht angenommen werden müssen, dass sich der Liman des Dnjpr und Bug landeinwärts vergrössert habe; denn der genannte Flecken liegt nur wenige Stunden nördlich der Mündung, oder aber es rechnet Dio den Liman als Mündungsgebiet mit ein. Dass die Landzunge zwischen den Ausflüssen des Dnjpr und Bug die Spitze des Hippolaos geheissen hat, erfahren wir auch aus Herodot, der die gleiche Bezeichnung *ἔμβολον* (eigentl. Schiffsschnabel) gebraucht. Dagegen ist es zweifelhaft, welche Stelle die „Feste des Alektor" (d. i.

*) In den 16 Briefen (aus den Jahren 1769—73) Reiskes an Lessing, welche im 13. Bd. der Lachmannschen Ausgabe abgedruckt sind, finde ich keine Erwähnung Dios. Dass man sich Lessings Kenntnis der Alten nicht allzu umfassend vorstellen dürfe, betont v. Willamowitz-Möllendorf, Einleitung in die alte Tragödie, S. 233.

„Hahnenhorst“ oder vom Stamm *alk?*), welche „wie es heisst, der Gemahlin des Sarmatenkönigs gehört“, eingenommen habe. Nur an dieser Stelle ist dieselbe erwähnt. Ihre Lage ist wohl auf dem äussersten Teil der im Westen der Krim sich vorschiebenden flachen Halbinsel anzunehmen, deren südlicher Teil wiederum nach Herodot (IV, 55) den Namen „Achillesbahn“ geführt hat. Dieser Name (vgl. Stein a. a. O.) stimmt zu dem in unserer Rede erwähnten Namen „Achillesinsel“ sowie zu der von Dio im Verlauf der Rede bezeugten Verehrung des Heros Achilles an dieser Küste. Die Verehrung des Achilles gerade an Strommündungen (vgl. Preller, griech. Mythol. II, S. 402) hängt offenbar mit seiner Abstammung von einer Nereide zusammen. — Die blinden Dichter der Scythen (wenn wir anders den Sinn der schwierigen Stelle richtig getroffen haben) würden ein merkwürdiges Seitenstück zu den blinden Sklaven der Scythen bilden, von welchen Herodot (IV, 2 ff) erzählt. In der 53. Rede erwähnt Dio, dass auch den Indern Homer bekannt gewesen sei. — Die Bewohner der Griechenstadt am Pontus schildert Dio in ihrem Äussern nicht anders als achtzig Jahre früher Ovid die Tomiten*); das Wesen dieser Halbgriechen wird aber von Dio in das beste Licht gerückt, sowohl der Alte (der Name Hieroson ist nach einer Inschrift erschlossen) als auch der Jüngling Kallistratos sind mit unverkennbarer Vorliebe gezeichnet. Eine ähnliche echt griechische Liebe zu schönen Jünglingsgestalten verrät Dio in den Reden, welche Melankomas überschrieben sind (28. u. 29.). — Eine gewisse römerfeindliche Gesinnung tritt bei den Griechen jener Zeit gerne hervor, vgl. Mommsen, V, 231, auch 249, und Rhode a. a. O., auch in Tomi versteht Niemand Latein (*Ov. Trist.* V, 12, 55 u. ö.). Über das Verhältnis der Stadt zu den Römern (erst unter Severus scheint sie dem Reiche einverleibt worden zu sein), sowie über ihr endliches Schicksal (sie erlag dem ersten Ansturm der Gothen um 230 n. Chr.) ist Mommsen V, 285 f., auch Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 347 zu vergleichen. — Der Reichtum an Salz ist der ganzen Gegend noch heute eigentümlich; vgl. auch Krauth, Das Skythenland nach Herodotos (in den neuen Jahrb. f. Philologie, 141. Bd., 1890), S. 23. — Wann Dio in Borysthenes war („im Sommer nach meiner Verbannung“), ist deswegen nicht genau zu ermitteln, weil die Zeit seiner Verbannung nicht feststeht; vgl. Breitung a. a. O. Auch ist die Bemerkung von einer beabsichtigten Reise durch das Scythenland zu den Geten auch im Zusammenhalt mit der Stelle in der olympischen Rede, wo Dio von seinem Aufenthalt im Kriegslager am Ister spricht, noch nicht beweiskräftig für die Ausführung der Reise auf dem Landwege. Nicht einmal, ob Dio auf römischer oder getischer Seite dem Kriege zuschaute, lässt sich erweisen; doch ist das erstere trotz der schlecht verhehlten getenfreundlichen Gesinnung

*) Die Nachrichten beider Schriftsteller werden überdies durch die Bildwerke der Trajanssäule bestätigt.

wahrscheinlich wegen der Bemerkung des Philostratus, Dio habe sich einer bei der Nachricht von Domitians Ermordung (96) ausgebrochenen Meuterei der Soldaten widersetzt. Freilich ergeben sich hier chronologische Schwierigkeiten, da schon i. J. 91 Domitian triumphierte. Zu bedauern ist jedenfalls, dass Dios Werk über die Geten verloren ist, vgl. Haupt a. a. O. S. 402; denn über die Kriege Domitians (und der folgenden Kaiser) an der unteren Donau haben wir nur unsichere Kunde; vgl. Mommsen a. a. O. Wie übrigens Ovid die Namen Scythen, Sarmaten und Geten ohne eigentlichen Unterschied gebraucht, so lässt sich auch in den erhaltenen Schriften Dios kein strenger Grundsatz in der Anwendung dieser Volksnamen nachweisen; nur wegen einer diesbezüglichen Bemerkung Burckhardts erwähne ich, dass man bei dem Namen Geten nicht an die erst im dritten Jahrhundert n. Chr. im Süden erscheinenden Gothen denken darf, welchen freilich, wie erwähnt, die Stadt des Hieroson und Kallistratos mit am frühesten zum Opfer fiel.

3) Während die Darstellung der Weltordnung als eines Götter und Menschen umfassenden Gemeinwesens oder Staates abgesehen von einzelnen platonischen Anklängen (vgl. *Phaedr.* 247 A, 250 B; Geel sagt übertreibend: *Platonica sunt haec omnia*, ohne auch nur eine Belegstelle zu geben) im ganzen der stoischen Lehre entspricht, vgl. Zeller a. a. O. S. 820, begegnet uns im Mythus von dem Weltgespann eine altorientalische Vorstellungsweise. Da Dios Mitteilungen aus der Magierlehre zum teil ganz einzig dastehen, so ist von den Orientalisten vielfach auf diese Stelle bezug genommen worden. Die Einführung in die hierauf bezügliche Litteratur verdanke ich meinem verehrten Kollegen Herrn Prof. Dr. Keiper. Ich hebe folgende Punkte hervor: 1. Dio ist vermöge seines Bildungsganges und seiner Reisen über orientalische Verhältnisse wohl unterrichtet; er wählt seine Beispiele mit Vorliebe aus der persischen Geschichte und nimmt dabei den griechischen Quellen gegenüber gerne eine ablehnende Haltung ein; vgl. Haupt, a. a. O. S. 390 ff., auch die Stelle in der olymp. Rede (S. 30 f.) gehört hierher. Es ist anzunehmen, dass Dio seine Kenntnis aus erster Hand schöpfte, nicht etwa erst aus den Mithrasmysterien zu Rom, wie Windischmann (Zoroastrische Studien, herausgegeben von Spiegel, Berlin 1863) annimmt. — 2. Die Bemerkung über die Magier, wozu auch die Stelle in der 49. Rede stimmt (*Dind.* II, p. 146), bestätigt die anderweitigen Mitteilungen über diesen medopersischen Priesterstamm*); vgl. Spiegel (Erânische Altertumskunde, Leipzig 1878, III S. 584 ff.); Justi (Gesch. des alten Persiens, Berlin 1878, S. 68, nimmt Schraders Ableitung des Wortes Magier von dem akkadischen *imga* (ehrwürdig, hochgelehrt) als erwiesen an. — 3. Nur bei Dio findet sich die Angabe,

*) Über die (von Dio gerügte) Auffassung der Magier als priesterlicher Zauberer vgl. K. Fischer, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition, Stuttgart 1887 [2].

dass Zoroaster in einem brennenden Berge dem König der Perser (welchem?) erschienen sei. Windischmann (a. a. O.) vergleicht damit den brennenden Dornbusch Mosis.*) Mir ist nicht bekannt, ob die vielfach verwandten Beziehungen, welche das Feuer in den religiösen Vorstellungen der Medo-Perser und der alten Juden einnimmt, schon im Zusammenhang betrachtet worden sind. — 4. Rosse und Wagen spielen im eranischen Altertum eine bedeutsame Rolle. Auf Münzen und Grabdenkmälern (vgl. auch die Abbildungen bei Justi a. a. O.), wie in zahlreichen Stellen des Avesta finden sich hiefür die Belege. Für unsere Stelle sind aber wohl zu unterscheiden: *a)* die (historischen) nisäischen Rosse, welche auch bei Herodot, Curtius u. a. Schriftstellern erwähnt werden: heilig gehaltene, reinweisse Rosse, welche bei Festen, aber auch im Krieg dem Dienst der Götter sowie des Grosskönigs geweiht waren. *b)* das sagenhafte Weltgespann. Die vier Pferde, von welchen das innerste (und unterste?) feststeht, während es die andern umkreisen, wobei das äusserste (und oberste?) den weitesten Bogen zu beschreiben hat, deutet Windischmann als Licht, Luft, Wasser und Erde; vgl. auch Rapp, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, Bd. XX, S. 66 ff. Die vier Grundstoffe, aus welchen auch nach der Ansicht der meisten griechischen Physiker (seit Empedokles) das All zusammengesetzt ist, erwähnt Dio überaus häufig. Nun ist die Schwierigkeit, wo in Dios Schilderung die zoroastrisch-magischen Anschauungen aufhören und die griechischen (zunächst stoischen) Lehren beginnen. Denn die Vorstellungen von Weltbrand und Sintflut und die Verquickung des obersten Rosses des Weltgespannes mit der Weltseele führt uns bereits, obgleich Dio beides noch den Magiern in den Mund legt (und Windischmann a. a. O. S. 312, sowie Rapp a. a. O. S. 68 wenigstens das letztere noch als medische Anschauungsweise gelten lassen wollen), in den griechischen Vorstellungskreis hinüber. Insbesondere ist die Ansicht von einer periodischen Welterneuerung uralt und den Griechen nicht erst in späterer Zeit aus dem Orient zugeflossen; dahin gehört die heraklitische Lehre von der Weltverbrennung *(ἐκπύρωσις)* so gut wie Platos Weltjahr von 10 000 Jahren; denn auch die Weltzerstörung Heraklits ist nicht sowohl eine Vernichtung der Weltsubstanz als eine Umbildung derselben; vgl. Zeller, I, S. 626 ff. Man würde aber irren, wenn man in Heraklit den Erfinder dieser Lehre sehen wollte, welche vielmehr in den ältesten Vorstellungen der indogermanischen Völker (vgl. das Muspilli) zu wurzeln scheint.**) Später nahmen dann die Stoiker die Lehre von der Weltvernichtung und Welterneuerung wieder auf; vgl. Zeller, III S. 153 ff.;

*) Auf eine andere Parallele mit der Bibel weist Burckhardt (a. a. O.) hin, indem er die hohe Wonne, welche der Weltschöpfer an seinem Werke empfand (vgl. S. 26), mit dem Wohlgefallen des biblischen Gottes vergleicht (Genesis I, 1, 31).

**) Freilich auch im semitischen Kultus des Moloch kann man diese Beziehung erkennen (eine Vereinigung des Geschaffenen mit dem Gott, welche an die kosmische Vorstellung von einem Weltbrand erinnert); vgl. Ranke W. G. I, S. 28.

auch *Plat. Rep.* VII, 546 B und *Tim.* 90. D. Die Verbindung des Zeus und der Hera auf dem Ida wurde gerne von den Philosophen symbolisch gefasst, am liebsten als der Übergang vom Winter zum Frühling; vgl. Zeller, III, S. 327; nach unserer Stelle (S. 25) ist nicht zu zweifeln, dass sie einen Gegenstand bei den mystischen Feiern bildete. Nicht unerwähnt soll schliesslich bleiben, dass die Vorstellung vom Weltganzen im Traume Scipios (*Cic. de re publ.* VI, 17) an die Schilderung Dios mehrfach anklingt.

4) Von der olympischen Rede gibt es eine in kritischer Beziehung fast erschöpfende Sonderausgabe des Holländers Geel (1840); warum Nicolai bezweifelt, dass diese Rede wirklich vor den Eleern gehalten sei, ist nicht recht einzusehen; Breitung (a. a. O. S. 11) setzt sie in die Zeit der Festfeier des Jahres 89 nach Chr., jedenfalls trägt die Rede das Gepräge der Unmittelbarkeit unverkennbar an sich, daneben freilich die Spuren einer späteren Überarbeitung. Was den Inhalt anlangt, so darf man die langatmige Einleitung (die äsopische Fabel von der Eule wird von Dio u. a. noch öfters erwähnt, ist uns aber in der ursprünglichen Fassung nicht überliefert) wohl als Beispiel sophistischer Beredsamkeit nehmen trotz der Polemik gegen die Sophisten, die natürlich mit den Pfauen und auch S. 30 gemeint sind. — Der Hinweis auf die Reise zu den Geten ist schon oben (S. 67) erwähnt worden; ist der Schluss der Rede echt, so ist anzunehmen, dass Dio in recht herabgerissenem Anzug vor der Festgemeinde stand; das lange Haar (S. 32) ist hier die Philosophentracht; etwas anders bei den Borystheniten (S. 13). — Die von Dion vorgetragene Ansicht über die Entstehung und Entwicklung des Gottesbegriffes wurzelt in platonischen Gedanken, vgl. *Plat. Rep.* II, 376 E, ist aber durchaus von den stoischen Anschauungen beeinflusst. Auf welchen Stoiker indes die Lehre von den vier Quellen der göttlichen Begriffe zurückzuführen sei, muss bei dem Verluste der Hauptschriften der Stoa zweifelhaft bleiben. Kleanthes bei Cicero *(de nat. deor.* III, 7, 16), auf welchen Reiske verweist, nimmt zwar ebenfalls vier Quellen der göttlichen Begriffe an, aber nur natürliche, wie sie der ersten Art bei Dio entsprechen. Im ersten Buch der angeführten Schrift Ciceros (I, 19, 48 *squ.*) wird es als epikureische Ansicht vorgetragen, dass die Gottheit in menschlicher Gestalt zu denken sei, weil diese die schönste und allein der Vernunft zugängliche Gestalt sei. Der Vertreter der Stoa macht dagegen geltend, dass jedes Wesen sich als das schönste erscheine und dass die Vernunft auch den Gestirnen u. s. w. innewohne; es sei vielmehr Einrichtung kluger Gesetzgeber, auch Erfindung der Künstler und Dichter, dass dem Menschen die Gottheit in seiner eigenen Gestalt entgegengebracht werde (die gerade Umkehrung des biblischen: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“). Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, dass Dios philosophische Ansichten nur der Niederschlag seiner

ausgebreiteten Lektüre sind; dazu kommt als besondere Färbung das Bestreben, eine gemeinverständliche Sittenlehre zu geben; daher das scharfe Urteil über die Epikureer (S. 39); vgl. ausser Zeller noch *Martha (Dionis philosophantis effigies, Pariser D. D., Strassburg* 1854), der freilich auf Einzelnes nicht eingeht, sowie *Weber (de Dione Chrys. Cynicorum sectatore; Leipziger Studien* X, p. 86—197). — Kein übler Einfall ist die Einführung des Phidias und seine Rechtfertigung der bildenden Kunst gegenüber den Dichtern. — Das über die Sprache und Homer Bemerkte geht auf die Poetik des Aristoteles, bezw. auf die uns verlorenen späteren Schriften grammatischen und ästhetischen Inhaltes zurück, ist aber gewiss von Dio selbständig und eigenartig dargestellt, wie denn die Vergleichung des Schaffens beider Künste von der feinen und scharfen Beobachtungsgabe Dios ein rühmliches Zeugnis ablegt. Vgl. auch Ed. Müller, Gesch. der Theorie der Kunst bei den Alten, II, S. 248 ff., sowie Preller, griech. Mythol. I, S. 115, 119 und 121. — Zeus als Schöpfer aller Dinge und Künstler (S. 55) zu bezeichnen, ist eine Plato und seinen Verehrern geläufige Ausdrucksweise; vgl. *Plat. Tim.* 28 C.; *Pol.* VII, 530 A; auch Fabricius, Zur religiösen Anschauungsweise des Plutarch, Königsberg, G. Pr. 1879, S. 19.

5) Breitung (a. a. O. S. 17) hält dafür, dass dieser Brief an Trajan gerichtet sei; namentlich der Schluss scheint hiefür zu sprechen. Andere Stellen jedoch, besonders die Bemerkung, dass man aus Xenophon lernen könne, wie man mit Überlegenen zu verkehren habe, machen es wahrscheinlicher, dass der Adressat nicht der Kaiser selbst, sondern eben nur ein hochgestellter Mann in Rom gewesen sei. Dies ist auch die Meinung von Valesius, Reiske, Geel, Görlitz *(Dionis Chrysostomi de eloquentiae studio oratio. emendatius ed. brev. not. instr. Wittenberg G. Pr.* 1832) und W. Schmid (a. a. O. S. 79). — Über Dios Beurteilung der griechischen Litteratur ist nur zu sagen, dass sie mit der Ansicht seiner Zeitgenossen übereinstimmt. Homer war allen das A und O der griechischen Bildung; vgl. die Reden des Maximus von Tyrus; treffend nennt ein Neuerer die homerischen Gesänge die Bibel der Alten. Euripides und Menander zogen die späteren Griechen allgemein den schwierigeren Äschylus und Aristophanes vor; auch die Bevorzugung des Äschines darf uns bei dem Zusammenhang der neueren Sophistik mit asianischer Beredsamkeit nicht auffallen. Xenophon aber genoss bei den nachklassischen Autoren unbegrenztes Ansehen und war für viele (wie für Arrian) das massgebende Vorbild. Nur aus zufälligen Erwähnungen kennen wir die von Dio an zweiter Stelle empfohlenen Antipater, Theodorus, Plution und Konon als Rhetoren der ersten Kaiserzeit. — Dass jeder Hinweis auf die römische Litteratur fehlt, ist bemerkenswert; Dio war wohl nur um ein Urteil über die Griechen angegangen worden. Immerhin ist gerade Dio ein merkwürdiges Beispiel jenes griechischen Eigendünkels, welcher Bildung und

Hellenismus als eins betrachtet (vgl. oben S. 67): in allen Reden Dios zusammen findet sich keine einzige Erwähnung eines römischen Schriftstellers.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass Reiske und W. Schmid *ἀναλαμβάνειν* als „auswendig lernen“ fassen, während in unserer Übersetzung „wieder anwenden“ gesetzt ist. (S. 63).

Verzeichnis der hauptsächlichsten Abweichungen von dem Dindorf'schen Texte.

Or. XXXVI. *Dind.* II, p. 48 die Erweiterung des Titels *(ὃν ἀνέγνω ἐν τῇ πατρίδι)* halte ich für einen späteren Zusatz, welcher der Wendung am Schluss seine Entstehung zu verdanken scheint. — p. 49, 23 *αὐτοῦ* st. *αὐτῶν*. — p. 56, 31 *ποιητῶν* o. *φιλοσόφων* st. *πολιτῶν*. — p. 57, 30 *ἡμῶν* st. *τῶν ημερων (sic)*. — p. 58, 1—5 *ἅμα τε — ὑπολαβεῖν* halte ich für ein Glossem. — *or.* XII. *Dind.* I, p. 213, 10 *σεμνοτέραν* st. *σοφωτέραν*. — *ibid.* 21 *θέατρον* st. *ἄντρον*. — p. 225, 6 *ὥσπερ (ὁ) ἐν ἐφέταις* st. *ὥσπερ οὖν ἔφη τις*. — p. 238, 1 *φιλανθρώπινα* st. *φιλανθρωπία*. — *or.* XVIII. *Dind.* I, p. 280, 13 *ἢ λόγῳ* st. *οὐ λόγῳ*. — p. 282, 32 *ὀλιγωρὸς* st. *ὀλίγος*. — 285, 17 *ἐπιδιδόναι δὲ μᾶλλον οἶμαί σε ὑπαγορεύοντα*, denn die Bedeutung *ἐπιδιδόναι dictare* scheint mir trotz Reiskes Versicherung nicht erweislich. — p. 285, 27 *τούτῳ γὰρ τῷ τρόπῳ τὴν ἀπαγγελίαν καὶ τὴν ἀκρίβειαν*, wie schon der lateinische Übersetzer: *hoc enim modo et narrationes solertiamque cogitationum prorsus familiares tibi feceris.*

Änderung der Interpunktion und anderes minder Wichtige wird sich bei der Vergleichung des Textes von selbst ergeben.

Hellenismus als eins betrachtet (vgl. oben S. 67): in allen Reden Dios zusammen findet sich keine einzige Erwähnung eines römischen Schriftstellers.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass Reiske und W. Schmid *ἀναλαμβάνειν* als „auswendig lernen“ fassen, während in unserer Übersetzung „wieder anwenden“ gesetzt ist. (S. 63).

Verzeichnis der hauptsächlichsten Abweichungen von dem Dindorf'schen Texte.

Or. XXXVI. *Dind.* II, p. 48 die Erweiterung des Titels *(ὃν ἀνέγνω ἐν τῇ πατρίδι)* halte ich für einen späteren Zusatz, welcher der Wendung am Schluss seine Entstehung zu verdanken scheint. — p. 49, 23 *αὐτοῦ* st. *αὐτῶν*. — p. 56, 31 *ποιητῶν* o. *φιλοσόφων* st. *πολιτῶν*. — p. 57, 30 *ἡμῶν* st. *τῶν ημερων (sic)*. — p. 58, 1—5 *ἅμα τε — ὑπολαβεῖν* halte ich für ein Glossem. — *or.* XII. *Dind.* I, p. 213, 10 *σεμνοτέραν* st. *σοφωτέραν*. — *ibid.* 21 *θέατρον* st. *ἄντρον*. — p. 225, 6 *ὥσπερ (ὁ) ἐν ἐφέταις* st. *ὥσπερ οὖν ἔφη τις*. — p. 238, 1 *φιλανθρώπινα* st. *φιλανθρωπία*. — *or.* XVIII. *Dind.* I, p. 280, 13 *ἢ λόγῳ* st. *οὐ λόγῳ*. — p. 282, 32 *ὀλιγωροὺς* st. *ὀλίγος*. — 285, 17 *ἐπιδιδόναι δὲ μᾶλλον οἶμαί σε ὑπαγορεύοντα*, denn die Bedeutung *ἐπιδιδόναι dictare* scheint mir trotz Reiskes Versicherung nicht erweislich. — p. 285, 27 *τούτῳ γὰρ τῷ τρόπῳ τὴν ἀπαγγελίαν καὶ τὴν ἀγχίβειαν*, wie schon der lateinische Übersetzer: *hoc enim modo et narrationes solertiamque cogitationum prorsus familiares tibi feceris.*

Änderung der Interpunktion und anderes minder Wichtige wird sich bei der Vergleichung des Textes von selbst ergeben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dio

Drei Reden des Dio Chrysostomus

Zweibrücken 1890
4 Bavar. 2200 XIII 33-1889/90
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11479106-7